

REISENOTIZEN
(Italien)

ein Reisebericht

von **Rodo**

Tag 1: Eine Zugfahrt die ist lustig, eine Zugfahrt die ist ...

(25–26.02.2006, Samstag und Sonntag)

Meiner Meinung nach gibt es in der modernen Welt nur noch eine wahre Art der Abenteuerreise: die Bahnreise. Nirgendwo sonst ist man so sehr den Widrigkeiten der Umwelt ausgesetzt und nirgendwo sonst schlagen Planänderungen wie Naturkatastrophen ein und in solch einer Zahl zu.

Da Eva und ich einmal in unserem Leben verreisen wollten, ohne dabei zu planen, erschien uns die Bahnreise als die beste Alternative, schließlich würden sich alle Pläne früher oder später sowieso in Wohlgefallen auflösen. Und so kauften wir uns ein Interrailticket für Italien mit Hin- und Rückreiseticket. Der Kauf erwies sich schon als kompliziert genug (wir verbrachten zwei Stunden damit), also erhofften wir uns von der eigentlichen Anreise einiges. Und wir wurden nicht enttäuscht. Unser Zug fuhr um Punkt 8¹⁰ Uhr (also genau nach Plan) vom Leipziger Hauptbahnhof ab, und der erste Abschnitt unserer Reise erwies sich als gemütliche Passage durchs Erzgebirge, vorbei an Städten, in denen man nie im Leben würde wohnen wollen und bei denen man dankbar war, nur auf der Durchfahrt zu sein. Weiter ging es durch Bayern bis nach München, wo wir dank des gemächlichen Tempos mit zwanzig Minuten Verspätung eintrafen.

Leider enttäuschte die Deutsche Bahn uns und wir erreichten unseren Anschlusszug nach Mailand, da er auf die Passagiere aus unserem Zug wartete, die allesamt, von der schieren Angst zurückzubleiben getrieben, im Laufschrift und mit schwerem Gepäck ein paar Gleise weiter stolperten.

Nun hatte aber keiner der geehrten Fahrgäste damit gerechnet, dass es vielleicht ein wenig voll werden könnte, wenn man an einem Samstag im Februar mit dem Zug durch die Alpen fährt. Und leider hatte die Deutsche Bahn AG wohl nicht daran gedacht, dass man für einen Zug nicht mehr Fahrkarten als Sitzplätze verkaufen und damit rechnen sollte, dass all die hochverehrten Kunden mit Gepäck reisen könnten.

So kam es, dass wir uns nach furchtbarem Gedränge am Ende eines Waggons neben den Toiletten wiederfanden, zusammen mit einer Italienerin und ihrem weinenden Baby und zwei Reisenden aus Hannover, die ihren Skiurlaub in Innsbruck verbringen wollten, und die sich dieses Mal für eine Anreise mit der Bahn entschieden hatten; aus demselben Grund wie wir übrigens, und weil ihr Auto beim vorletzten Mal auf halber Strecke eine Panne hatte, dank der sie für die Strecke die doppelte Zeit brauchten.

In überfüllten Zügen treten zwei Phänomene auf, die mich immer wieder erstaunen und die mich bei diesen Fahrten so sehr ablenken, dass mir die Rückenschmerzen vom Stehen gar nicht mehr auffallen. Erstens: Es gibt immer Leute, die freiwillig in den (mit Menschen und Koffern) vollgestellten Gängen hin und her gehen, ohne dabei ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, wie in diesem Fall zum Beispiel ein älterer Herr mit ergrauendem Haar, Bierbauch und Pullunder, der, wie ich aus erster Hand sagen kann, nicht die Toilette suchte. Und egal wie eng es ist und wie dick der entsprechende Störenfried ist, er kann *immer* von A nach B (oder auch zurück nach A) gehen. Ich denke dieses Phänomen erfordert empirische Forschung und ich bin mir sicher, dass ich nicht die einzige bin, die sich brennend für die Ergebnisse interessiert.

Und Zweitens, ein Phänomen, das seltsamerweise nur in überfüllten Zügen auftritt, ich denke es hat etwas mit dem Platzmangel und einer gemeinsamen Gesprächsgrundlage zu tun: Man trifft immer nette Menschen. Wie zum Beispiel in unserem Fall die beiden Hannoveraner, die uns nach kürzester Zeit alles über ihre Urlaube erzählt hatten, und über ihre Erfahrungen mit Zugfahrten, speziell der Fahrt von Hannover nach München, die sie in Gesellschaft betrunkenen Werder-Fans aus Oldenburg verbringen durften. Es tat uns fast leid, als wir uns in Innsbruck von ihnen verabschieden mussten, doch da wir endlich ein Abteil gefunden hatten waren wir mehr als zufrieden.

So verbrachten wir die nächsten paar Stunden in entspannter Ruhe (Die drei Italiener, die bald zugestiegen waren, waren alle in ihre Lektüre vertieft.), bis ein Mann darauf beharrte, dass er unsere Plätze reserviert hatte (was ich bis heute nicht glaube), anstatt sich ins Nachbarabteil zu setzen, in dem mehr Platz war. Also zogen wir ins Nachbarabteil, in dem nur

eine nette italienische Dame saß, die sich nach einiger Zeit angeregt mit Eva unterhielt, obwohl Eva kein Italienisch und die Italienerin weder Englisch noch Deutsch konnte.

Als wir um kurz vor neun Uhr abends schließlich in Mailand ankamen (fast pünktlich, die Italiener hatten die ursprüngliche Verspätung auf sechs Minuten verkürzen können), machten wir uns auf die Suche nach einem Imbiss, doch komischerweise hatten nur noch Eisdielen geöffnet. Und in dem winzigen Bahnhof gab es gleich mehrere. Ich denke, ich werde nie verstehen, warum es in ganz Italien eine beinahe obszöne Menge an Eisdielen gibt, Gelaterias genannt, aber nicht eine einzige Frittenbude. Es gibt zwar sehr vereinzelt Dönerbuden, aber an den Plätzen, an denen es darauf ankommt, gibt es nur Gelaterias oder Pizzerien, nicht einmal einen McDonald's (sie sind etwa so häufig wie Dönerbuden).

Nachdem wir immer noch hungrig aber sicher waren, dass wir diesen Zustand nicht ändern konnten, machten wir uns auf die Suche nach unserem *binario* (Gleis), das wir nach einigem Hin und Her auch fanden. Ich hatte mich auf dem Plan nämlich in der Spalte vertan und wir mussten an das andere Ende des Bahnhofs laufen, der zum Glück nicht zu groß war. Dort stiegen wir dann in den Nachtzug von Mailand nach Salerno, der um neun Minuten vor fünf in Rom Tiburtina halten sollte.

In diesem Zug gab es zu meinem Entzücken trotz des ersten Eindrucks sich hineindrängender Passagiere sehr viel Platz, so dass Eva und ich ein ganzes Abteil für uns hatten. Also machten wir es uns so gemütlich wie es eben ging und versuchten zu schlafen, ein Unterfangen, das sich als praktisch unmöglich herausstellte. Denn obwohl man das Licht ausmachen konnte und es keine Lautsprecheransagen gab, kam man unmöglich zur Ruhe. Weiter vorne lärmten italienische Halbstarke, der

Mann im Nachbarabteil brüllte in sein Handy und am Ende des Wagens kläffte ein Tritt-mich-nicht-Hund jedes Mal, wenn sich einer der anderen Reisenden vorbeischlich. Hinzu kamen noch der Getränkeverkäufer, der in unregelmäßigen Abständen mit einem schrillen Glöckchen bewaffnet am Abteil vorbeizog, und die Heizung, die das Abteil auf schätzungsweise 30°C erhitzte.

Irgendwie schaffte ich es dann aber doch, einzudösen und schreckte aus meinem Halbschlaf nur an wenigen Bahnhöfen (Bologna und Florenz) hoch, oder eben wenn das schrille Glöckchen ertönte, bis ich um kurz vor vier einen Blick aus dem Fenster warf und ein „Roma Tiburtina“-Schild vorbeihuschen sah.

Aus einem mir bis heute unerfindlichen Grund waren wir fünfzig Minuten früher als auf dem Plan angegeben an diesem Bahnhof angekommen, wie wir nach geschlagenen zwanzig Minuten endlich herausgefunden hatten. Nachdem wir endlich jemanden gefunden hatten, der mehr auf English sagen konnte als „No speak English.“. Als wir uns dann todmüde und schwerbeladen durch den Bahnhof quälten, stellten wir auch fest, dass es den angegebenen Anschlusszug gar nicht gab. Wir fragten

einen Bahnhofsangestellten, dem wir nach einigem Gestammel sogar begreiflich machen konnten, was unser Problem war, und der verwies uns auf die Metro.

Da wir am Bahnhof keinen Sitzplatz bekommen konnten (alle Sitze waren mit vollkommen übermüdeten Reisenden belegt, einige schienen sogar zu schlafen), schleppten wir uns zur Metro. hinunter, die natürlich noch nicht fuhr, aber vor deren Gitterabspernung schon einige Leute warteten, unter anderem zwei junge Briten, mit denen wir uns unterhielten, bis wir auch dazu zu müde waren.

Gegen halb sechs wurde dann das Gitter aufgeschlossen und die Wartenden stürmten (für ihre allgemein nicht gerade wache Verfassung) schnell zu den Kartenautomaten, die die nervtötende Angewohnheit hatten, jedes Geldstück mindestens einmal abzulehnen, und lösten unter einigem Gefluche ihre Karten. Ansonsten ist die römische Metro in etwa genauso wie jede andere auch: kalt, hässlich gefliest und nicht gerade einladend. Zum Glück kam der Zug bald und ich war schon fast erleichtert, als wir nach beinahe einem Tag endlich unser Ziel erreicht hatten – Roma Termini.

Tag 2: Hotel Dina

(26.02.2006, Sonntag)

Die Erleichterung sollte aber nicht lange anhalten. Da wir kein bisschen geplant hatten, mussten wir noch ein Hotel finden. Dazu brauchten wir aber eine Touristeninformation, doch die war an einem Sonntagmorgen um sechs Uhr wohl noch nicht auf. Wir machten uns auf die Suche, bis wir schließlich auf dem Bahnhofsvorplatz landeten, wo ein sehr dubioser Taxifahrer versuchte, uns ein Zimmer für hundert Euro die Nacht anzudrehen, als Eva ihn nicht entschieden genug abwimmelte. Als ihm irgendwann klar wurde, dass wir arm wie Kirchenmäuse waren, machten wir uns so schnell wie möglich aus dem Staub.

Nach weiterem Herumsuchen fragten wir an der Information der Trenitalia nach, deren Angestellter uns mit einem Blick, der deutlich machte, dass ihn unsere Probleme gar nichts angingen, auf „Gate 24“ verwies. Nachdem wir auf die Idee gekommen waren, dass „Gate“ in diesem Fall wohl Gleis meinte, fanden wir besagte Information auch am anderen Ende des Bahnhofs und setzten uns völlig erschöpft auf den Fußboden, doch wie wir feststellten, war diese Information sonntags gar nicht geöffnet. Also machte sich Eva auf die Suche nach der anderen angegebenen Information, während ich auf das Gepäck

aufpasste. Sie kam einige Minuten später wieder und erzählte mir, dass die andere Information am anderen Ende des Bahnhofs liege (in der Nähe des ach so zuvorkommenden Trenitalia-Angestellten) und dass sie erst um sieben Uhr aufmache. Da keine von uns große Lust verspürte, sich aus der wärmsten und bequemsten Ecke des Bahnhofs wegzubewegen, beschlossen wir, uns erst um sieben Uhr wieder zu rühren.

Dieser Plan wurde von einem Angestellten der (wie sollte es auch anders sein) Trenitalia vereitelt, der uns auf dem Fußboden entdeckte und uns darauf verwies, dass das Sitzen auf dem Fußboden verboten sei und dass wir uns auf die (unbequemen und viel zu kleinen) äußerst modernen Sitze drei Meter weiter zu setzen hatten. Da der Mann uns das mit einer solchen Freundlichkeit zu verstehen gab, die der des anderen Trenitalia-Angestellten in nichts nachstand, gehorchten wir und holten uns Rückenschmerzen. Ich schätze, die Trenitalia verfügt über ein raffiniertes Auswahlverfahren für ihre Angestellten, das es jedem halbwegs netten Menschen unmöglich macht, dort zu arbeiten. Wahrscheinlich werden sie dazu noch in Simulationen geschult, mit jedem übermüdeten Reisenden so umzugehen, als sei er ein Hooligan bei einem Fußballspiel.

Kurz vor sieben hielten unsere Rücken es dann nicht mehr aus und wir trotteten zur Touristeninformation, deren Angestellter zu unserem Glück nicht zur Trenitalia gehörte und der tatsächlich kompetent unsere Fragen beantwortete. Fünf Minuten später waren wir 150 Euro ärmer und ein Hotelzimmer reicher. Und unser Hotelzimmer lag nur zwei Straßen vom Bahnhof entfernt. In unseren Köpfen entstanden Phantasien von *Betten*, einem *Bad* und *Schlafen*, während wir uns erleichtert grinsend an Internet-Cafés, Gelaterias, Pizzerien und einer kleinen Dönerbude vorbei und um die Ecke in die Via Principe Amedeo schleppten, dann stapfte wir die Treppen hinauf in den ersten Stock des „Hotel Dina“, wo wir an der Rezeption auf einen Mann mit sehr kurzen Haaren trafen, der uns mit versteinerner Miene unsere Personalausweise abnahm und uns sagte, wo wir unser Gepäck abstellen konnten. Auf unsere Frage, wann das Zimmer denn fertig sein würde, bekamen wir nur die Antwort „Later“.

„How much later is later?“, hakte Eva nach.

Ein schadenfrohes Grinsen. „Later.“ Vermutlich hatte der Mann die Trenitalia-Schulungen besucht.

Und so kam es, dass wir an einem Sonntagmorgen um halb acht, ohne Essen, ohne Schlaf und ohne ein bestimmtes Ziel einfach losliefen. Und zu diesem Zeitpunkt sollten wir eine Erkenntnis über Rom erlangen, die man wohl auf diese Art und Weise am schnellsten macht: Wohin man in Rom auch geht, man stolpert zwangsläufig über Geschichte. Unser erster Stolperstein war die Kirche Santa Maria Maggiore, eine der größten Kirchen Roms. Wir saßen etwas vor ihr und bewunderten den architektonischen Mischmasch (wir beide wollten am Sonntag nicht in eine katholische Kirche). Als wir uns schließlich aufrafften und weiter gingen, landeten wir bei einer weiteren Kirche, wir gingen weiter, vorbei an einer Mauer,

hinter der Palmen hervorragten und zu einem Park, in dem wir tatsächlich Menschen (mit ihren Hunden) begegneten.

An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass sonntagmorgens um acht Uhr wohl die beste Zeit ist, Rom zu erkunden, weil man die Stadt praktisch für sich hat. Niemand, nicht mal die Straßenverkäufer, die sonst immer an jeder Ecke herumlungern, sind um diese Uhrzeit auf den Beinen. Die Stadt ist frei vom üblichen Großstadtlärm und den Unmengen an Touristen.

Der Park, stellte sich heraus, lag zwischen/über/neben den Überresten vom Domus Aurea, dem Palast Neros, und einer alten Therme, und sobald wir ihn durchquert hatten, standen wir vorm Kolosseum. Und auf dem Platz zwischen Kolosseum, dem Arcus Constantini und dem Forum Romanum waren etwa zehn Menschen unterwegs. Einer von ihnen als römischer Soldat verkleidet. Mir tat der Mann leid, da er um so eine Uhrzeit arbeiten musste, wo es doch so offensichtlich sinnlos war.

Da wir immer noch nicht genug Zeit totgeschlagen hatten, entschlossen wir uns, die Via Sacra hinaufzusteigen und uns ein bisschen umzusehen. Unsere einzigen Begleiter waren eine andere Touristin und eine schwarz-weiß-gepunktete Katze. Wieder unten angekommen entschlossen wir uns eine weitere Pause zu machen, bis wir von einer japanischen Touristin (es erstaunte mich, dass es die auch im Singular gab) nach irgend-einer Kirche „Santa-Maria-soundso“ gefragt wurden, von denen es in Rom wohl so um die hundert gibt.

Inzwischen war es neun, und wir beschlossen, unser Glück noch einmal zu versuchen. Wieder zurückmarschiert trafen wir auf einen anderen Portier, der mich in Aussehen und Verhalten stark an meinen irren Religionslehrer aus der Mittelstufe erinnerte (das letzte, was ich über ihn gehört habe war, dass er im Alkoholentzug war) und er uns höflich zu verstehen

gab, dass wir vor zwölf gar nicht wiederzukommen brauchten.

Da wir beide uns nicht mehr viel bewegen konnten, beschlossen wir, uns irgendwo am Bahnhof hinzusetzen, doch zu meinem Unglück mutierte Eva plötzlich zur Prinzessin auf der Erbse und war mit keinem Platz zufrieden. Nachdem wir uns einen Platz in der Nähe des Bahnhofs ausgesucht hatte und dort eine halbe Stunde gesessen und Evas Notration verspeist hatten, war ihr der Platz zu unbequem. Die Suche begann von neuem aber auch mit allen anderen Stellen stimmte etwas nicht, sie waren entweder zu unbequem, es war zu laut, zu dreckig, es stank, die Umgebung war nicht schön genug und so weiter. Die Liste reichte bis ins Endlose. Irgendwann fand Eva dann einen Platz der ihr gefiel: Eine Bank im Garten zum Eingang zu den Bädern des Diokletian. Und dort blieben wir dann auch sitzen, bis uns ein freundlicher Museumsangestellter darauf hinwies,

dass die Bänke nur für Besucher des Museums gedacht waren.

An der nächsten Stelle saßen wir so lange, dass Eva sogar zweimal nach der Uhrzeit quengeln konnte (in allerbesten Kleinkindmanier), doch dann stank es ihr zu sehr und es war zu laut. Am letzten Platz schließlich wollte sie nicht mehr sitzen, wusste aber auch nicht, wo wir sonst hinsollten.

Ich lenkte schließlich ein und wir kauften uns am Bahnhof vollkommen überteuerte Getränke, bevor wir wieder zum Hotel gingen (es war etwa eins). Und siehe da, aller guten Dinge sind drei, der Religionslehrer gab uns die Schlüssel und ich ließ mich ins Bett fallen. Nach einer Stunde dösen wachte ich auf. Wir hatten eigentlich noch geplant, uns die Stadt weiter anzuschauen, doch wir beide waren viel zu erschöpft und so brachte ich den Nachmittag mit Lesen und Eva ihn mit ihrem Hörbuch, bis wir uns schließlich gegen sieben schlafen legten.

Tag 3: Wie verlaufe ich mich richtig

(27.02.2006, Montag)

Am Morgen des siebenundzwanzigsten Februar wachte ich gegen acht Uhr auf und wunderte mich, warum es so furchtbar gewitterte. Es stellte sich heraus, dass bloß die Straßenbahn und einige Autos vorbeigedonnert waren.

Als wir uns um kurz nach neun dann schließlich aufrafften und einen Blick durch die Fensterläden wagten (ich fand erst am nächsten Tag heraus, wie man den kaputten Hebel betätigte, um sie zu öffnen), stellten wir fest, dass es regnete. Trotzdem ließen wir uns nicht entmutigen und beschlossen, unseren Plan, die „Walking Tour“ aus meinem Reiseführer zu machen, in die Tat umzusetzen.

Aber nicht, bevor wir endlich etwas gegessen hatten. Da der Anfang der Tour beim Trevi-Brunnen sein sollte, beschlossen wir, auf dem Weg dorthin bei einem Bäcker anzuhalten, bei dem wir uns eine Straße und drei „Umbrella-men“ weiter einen Spinat-Fladen und zwei Brötchen kauften.

Bei den „Umbrella men“ handelt es sich um eine besondere Gattung der Straßenverkäufer, die man in Rom nur bei Regen und circa alle hundert Meter antrifft. Egal, wo man hinget. Das wäre an sich nicht das Problem (bei gutem Wetter gibt es Unmengen an Verkäufern von Billig-Schmuck und gefälschten

Designer-Artikeln), wären die Umbrella-men nicht die aufdringlichsten von ihnen. Sie sprechen jeden Menschen ohne Regenschirm an, so als hätte jeder Passant gerade erst das Haus verlassen, als wäre es unvorstellbar, dass es Menschen gibt, die auch ohne Regenschirm leben können. Und sie sprechen jeden an, auch wenn sie schon gesehen haben, wie derjenige einen anderen Umbrella-man abgewimmelt hat.

Ich stelle mir das Leben der Umbrella-men in etwa so vor, dass sie die meiste Zeit irgendwo auf einem dunklen Dachboden mit einem einzelnen Fenster, das immer verdunkelt ist, vor sich hin vegetieren und ihre Regenschirme, die sie zur Sicherheit einmal die Stunde zählen, horten. Sie schlafen übrigens auf ihnen, damit sie ihnen nicht von rivalisierenden Umbrella-men gestohlen werden. Jede auch noch so kleine Veränderung in der Luftfeuchtigkeit nehmen sie instinktiv wahr, und sobald sie wissen, dass es regnet, stecken sie kurz die Nase aus dem Dachfenster, schnappen sich ihre Regenschirme und versuchen verzweifelt, sie unten auf der Straße an den nicht beschirmten Passanten zu bringen.

Wir verbrachten also die ersten paar Minuten damit, unseren Weg zum Trevi-Brunnen zu finden. Wir landeten auch





ohne Probleme beim Palazzo del Quirinale (offizielle Residenz des Präsidenten der Republik) und gingen die Treppen des Hügels hinunter. Anhand einer sehr dubiosen Karte an der Wand merkten wir uns den Weg zur Fontana di Trevi – und landeten auf der Via del Corso. Also gingen wir die Hälfte der Strecke zurück, bogen nach links ab – und landeten wieder auf der Via del Corso. Nachdem ich vollkkommen entnervt meine Karte konsultierte, auf der die meisten Straßen des Viertels nicht einmal benannt waren, fiel mir auf, dass wir einfach nur die Straße, aus der wir gerade gekommen waren wieder hinauf gehen mussten, und dieses Mal landeten wir tatsächlich bei unserem Ausgangspunkt, dem Trevi-Brunnen, über den es nicht

viel zu sagen gibt, außer dass er nicht so enttäuschend war, wie ich es von einer Sehenswürdigkeit erwartet hätte, die ich nur von Hochglanzfotos kenne.

Der Beschreibung im Reiseführer folgend gingen wir am Trevi-Brunnen vorbei und landeten an einer Straße, die mir irgendwie nicht ganz richtig vorkam. Also gingen wir wieder zurück und eine andere Straße hoch, landeten wieder auf einer großen Straße, deren Namen man nicht erkennen konnte, denn es gibt in Rom etwa halb so viele Straßenschilder wie in Deutschland und sie hängen nie da, wo unbedarfte Touristen sie brauchen könnten. Also bogen wir einfach rechts ab (wie im Reiseführer abgebildet) um ein bisschen die Straße entlang

zu gehen. Das „bisschen“ wurde circa sieben Straßen weiter ein bisschen zu viel, als wir plötzlich vor einer Fontäne standen, zu der wir ganz sicher nicht wollten: Dem Triton-Brunnen. Es stellte sich heraus, dass wir an der falschen Seite am Trevi-Brunnen vorbeigegangen und die Via del Tritone hinaufgegangen waren. Nicht die Via del Corso, die wir dieses Mal eigentlich hätten nehmen sollen.

Widerwillig und leicht genervt stapften wir die Straße (und den Hügel) wieder hinunter, gingen hundert Meter nach rechts, kämpften uns über einen Zebrastreifen und gingen zweihundert Meter nach rechts, nur um nach langer Irrfahrt endlich auf der Piazza Colonna zu landen. Die altrömische Säule mit dem sich hinaufwindenden Relief halte ich für durchaus sehenswert, während sämtliche Regierungsgebäude so aussahen, als sollten sie beeindrucken, obwohl sie es nicht taten.

Da es die ganze Zeit über geregnet hatte, stellten wir uns bei einem der Gebäude unter und ließen unsere Kleidung trocknen (die Schuhe blieben nass), bevor wir uns daran machten, die nächsten Schritte genauestens zu planen, schließlich hatten wir die Nase voll davon, orientierungslos durch den Regen zu trotten. Als nächstes landeten wir vor einem weiteren Regierungsgebäude an einem anderen Platz, das noch nicht einmal versuchen konnte zu beeindrucken, da die Fassade wegen Renovierung verpackt war. Nur der Aufdruck auf den Planen ließ vermuten, was sich darunter verbarg.

Der Platz bot aber ein anderes, wesentlich interessanteres Kuriosum: ein deutsches Buchgeschäft. Wir wollten unseren Augen nicht trauen und gingen hinein, und tatsächlich, in dem Geschäft gab es fast nur deutsche und einige englische und italienische Bücher. Es war wirklich bizarr, sich durch die Kulisse wie zuhause zu fühlen, während die Angestellten mit den Kunden in Italienisch plauderten. Ohne etwas zu kaufen

machten wir uns auf den Weg zu unserem nächsten Ziel, dem Pantheon, das wir dieses Mal ohne Probleme erreichten, weil wir einen anderen Weg als den beschriebenen nahmen. Da es dort trocken war, ließen wir uns von den Menschenmassen nicht beeindrucken und ergatterten Plätze auf einer der Bänke, von der aus wir die Kuppel und das Grab des ersten italienischen Königs nach der Vielstaaterie (Vittorio Emanuele II) bewundern konnten.

Die nächste Stunde verbrachten wir dank zunehmenden Regens damit, von Station zu Station zu hetzen, um einigermaßen trocken zu bleiben, was uns mehr oder weniger gut gelang. Ans der Piazza Navona setzten wir uns dann in ein völlig überteuertes Café und beschlossen, dass es an der Zeit war, dem Plan aus meinem Reiseführer nicht mehr zu folgen und stattdessen Abkürzungen zu den nächsten beiden Stationen zu nehmen. Das ersparte uns nicht nur Stress, sondern auch weiteres orientierungsloses Herumirren.

Da unsere nächste Station, das Castel Sant'Angelo, zu unserer ungeheuren Freude montags geschlossen war, schickten wir uns an, dem schier unendlichen Strom japanischer Touristen zum Petersdom, der letzten Station, zu folgen. Es schien vom Castel aus ja so, als wäre es bloß ein Katzensprung bis dahin. Aber der Anblick täuscht. Besonders wenn es regnet und man sich eigentlich nur ausruhen will.

Der Petersplatz selber erwies sich als Enttäuschung. Der eigentlich relativ große Platz war zum Teil abgesperrt. Den Grund dafür sollten wir herausfinden, nachdem wir uns in die Schlange für den Petersdom einreichten, hinter eine Gruppe von, wie sollte es anders sein, Japanern, die mir dauernd ihre Regenschirme ins Gesicht stießen, und vor eine Gruppe besserwisserischer Deutscher, die über Details der Geschichte des Petersdoms diskutierten.

Die Schlange entstand, wie sich herausstellte, nicht durch Ticketverkauf, wie ich eigentlich erwartet hatte, sondern dadurch, dass jeder der Touristen seine Tasche und Jacke (muss im Winter sehr lästig sein) durchleuchten lassen und selber durch einen Metalldetektor gehen musste. Als wären die Terroristen von heute nicht einfallsreicher. Ich denke, dass die Regierungen dieser Welt ihnen einfach nicht genug Intelligenz zugestehen um ein Flugzeug zu kidnappen und es in den Petersdom fliegen zu lassen. Schließlich sind das ja alles analphabetische Hirten.

Nach diesem ganzen Trara erwartete ich mir vom Petersdom natürlich viel. Und selbstverständlich wurde ich enttäuscht. Michelangelos berühmte Pieta war so sehr von Touristen umringt, dass ich sie erst beim Herausgehen bemerkte, die schätzungsweise fünfzehn Schulklassen lärmten miteinander um die Wette und der Dom lag in einem schummerigen Halbdunkel, sodass man gerade mal am anderen Ende einen Goldschimmer erkennen konnte. Hinzu kam, dass sämtliche japanische Touristen wie verrückt Fotos machten (nichts wirklich Neues), aber nicht etwa mit ihren Fotoapparaten, sondern mit ihren Vielzweckhandys, die bei jedem gemachten Foto einen nervtötenden Klingelton von sich gaben. Die Aufsicht hingegen schien sich auch von noch so unfeierlicher Stimmung nicht stören zu lassen, doch sobald sich jemand auch nur für fünf Sekunden auf den Boden setzte, und sei es nur um sich die Schnürsenkel zuzubinden, wurde er (nicht) freundlich darauf hingewiesen, dass dies ein heiliger Ort wäre, an dem man sich entsprechend zu verhalten habe. Eine eigentlich nette Idee, es sollten nur mal alle anderen Besucher darauf hingewiesen werden.

Da wir am Ende aber immer noch zu viel Zeit übrig hatten, beschlossen wir, doch die sechs Euro zu investieren und die Schatzkammer zu besuchen, die etwas abseits lag und bei wei-

tem nicht so überfüllt war. Glücklicherweise gab es den Audio Guide gratis dazu, und so konnten wir uns über eine Stunde Schätze des Vatikans ansehen, von denen ich zum Teil nicht einmal wusste, wozu man sie brauchen könnte. Immerhin weiß ich jetzt, was eine Monstranz ist, auch wenn ich das Wort sicher nie wieder benutzen muss.

Nachdem die Runde bei einem halbwegs interessanten frühchristlichen Sarg endete, war es vier Uhr und Eva und ich waren müde. Da wir aber immer noch hungrig waren, besonders Eva, die noch nicht gegessen hatte, beschlossen wir, einen Supermarkt zu suchen. So schwer würde das schon nicht sein. Das dachten wir zumindest.

Sicherheitshalber fragte Eva bei der Information des Vatikans nach, und die Beschreibung klang ganz einfach: rechts vom Petersplatz und dann noch einmal rechts – wo wir in einer leeren Straße standen. Eva fragte noch einmal in dem einsamen kleinen Souvenirgeschäft nach: Die Straße geradeaus (sie erwies sich als Kurve), an der Ampel rechts abbiegen und weiter bis zur Brücke, wo immer noch kein Supermarkt stand, sondern nur Geschäfte für Herrenmode. In einem dieser Geschäfte stellte sich dann heraus, dass wir wohl zu weit gegangen waren. Also trotteten wir zurück, bis zu einem Zeitungskiosk, deren Verkäufer uns auf eine kleine Seitenstraße neben ihm verwies, an deren Ende, oh Wunder, von verheißungsvollem Licht illuminiert, der kleine Supermarkt stand. Ich habe noch nie einen Supermarkt gesehen, der so verlockend aussah.

Nachdem wir unsere Einkäufe getätigt hatten (und uns mit viel Nervennahrung, alias Schokolade, eingedeckt hatten), stellte sich nun aber das Problem, wie wir zurückkommen sollten, denn wir beide hatten weder das Bedürfnis, zu laufen, noch wussten wir, wo die nächste Metro-Station lag.

Da erschien uns ein rettender Engel in Gestalt des Mannes,

der im Supermarkt hinter uns in der Schlange stand, und der nicht nur gut Englisch konnte, sondern der auch wusste, wo die nächste Bushaltestelle war. Er begleitete uns sogar die Hälfte des Weges.

Den Bus fanden wir auch ohne Probleme, nur die Beschaffung der Tickets wurde zur letzten Herausforderung. In Italien kauft man die Tickets nämlich weder an Ticketautomaten, noch beim Busfahrer. Ob es eine Regel gibt, woher man sie sonst bekommt, weiß ich nicht, aber in diesem Fall gab es sie beim Kiosk in dem kleinen Bahnhof, an dem der Bus abfuhr. Wir schafften es gerade noch rechtzeitig, einzusteigen und die Karten zu entwerten, bevor der Bus losfuhr und wir zu einer halbstündigen Fahrt zum Bahnhof Termini aufbrachen.

Sobald wir im Hotel in unsere Betten fielen, beschlossen wir, es am nächsten Tag ruhiger angehen zu lassen. Es war gerade mal sechs Uhr.



Tag 4: „Achtung Lebensgefahr!“ Oder: „Verkehr in Rom“

(28.02.2006, Dienstag)

Der Dienstag begann schon deshalb vielversprechender als der Montag, weil draußen die Sonne schien. Für den Tag hatten wir ein eher ruhiges Tempo geplant, in dem wir uns Trastevere ansehen wollten, ein Viertel westlich des Tibers, das sich durch alte Gebäude auszeichnet. Auf der Straße war weit und breit kein Umbrella-man zu sehen (sie waren ja schließlich in ihren Dachzimmern) und es schienen sogar weniger Leute unterwegs zu sein als am Vortag. Außerdem war der Weg so idiotischer, dass wir uns gar nicht verlaufen konnten.

Also stapften wir beschwingt die Via Nazionale hinunter und machten schließlich Rast zwischen dem Foro Traiano und dem Monument für Vittorio Emanuele II, vor dessen Grab wir ja schon gestanden hatten. Beim Anblick des riesigen Monuments konnte ich einfach nicht anders als mich zu fragen, was zum Teufel der Mann so großartiges geleistet hatte, dass er dieses Monstrum verdient hat. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass es ausreicht, erster italienischer König zu sein, er hat bestimmt das Frauenwahlrecht eingeführt, zwei Kriege gewonnen, mehr Geld eingenommen als ausgegeben und alten Damen über die Straße geholfen. Das letzte ist keineswegs ab-

schätzig gemeint, in Rom ist das eine Tätigkeit, die mit einem Tapferkeitsorden belohnt werden sollte.

Da wir gerade beim Thema sind: Die ungefähr zehnspurige Straße, die um das Monument führte, mussten wir auch noch überqueren. Ein lebensgefährliches Unterfangen, denn Römer fahren nicht nur gerne schnell, sie zeichnen sich auch durch konsequentes Ignorieren jeglicher Verkehrsregeln aus, egal ob deren Quelle nun der gesunde Menschenverstand oder bürokratischer Ordnungseifer war. Zum Beispiel halten Römer nicht nur in zweiter Reihe, sie parken auch so. Ich hätte zu gerne einmal die Reaktion eines so Zugeparkten gesehen, oder die Sisyphosarbeit der Politessen (falls es sie überhaupt gibt), aber dieses Vergnügen war mir leider nicht vergönnt. Stattdessen kratzten wir unseren letzten Mut zusammen, um den Zebrastreifen zu überqueren (Ampeln sind der Stadtverwaltung wohl zu teuer oder sie stehen meist da, wo man sie nicht braucht.). Natürlich bremsen die Fahrer in Rom nicht an Zebrastreifen, die Fußgänger können ja selber aus dem Weg gehen.

Ich hätte mich schon irgendwie daran gewöhnt, mich so zu fühlen wie ein Igel, der eine Landstraße überqueren will. Doch





Hier gab es wieder einen Zebrastreifen, dieses Mal sogar mit Ampel. Die Ampel zeigte gerade rot an, und so warteten wir. Und warteten. Und warteten. Und die Ampel blieb beharrlich rot. Inzwischen kamen auch andere Passanten und starrten irritiert auf das rote Männchen, bis Eva schließlich die Initiative ergriff und in die nächste Verkehrslücke sprang. Das wiederum endete in einer Vollbremsung aller Fahrzeuge, die wie durch ein Wunder nicht zu einem Unfall führte (ich schätze als Römer entwickelt man da gute Reflexe), die wiederum als Nebeneffekt allen Wartenden endlich das Überqueren der Straße ermöglichte.

Dank meiner umsichtigen und detaillierten Planung erreichten wir die Piazza Santa Maria in Trastevere innerhalb kürzester Zeit, und da es noch recht früh war und das Viertel immer noch im Halbschlaf lag, beschlossen wir, uns erst einmal an den Brunnen zu setzen. Hauptsächlich, weil das Café trotz der Uhrzeit schon voll besetzt war.

Die lauschige Atmosphäre verflüchtigte sich dann aber schnell mit der Ankunft einer Klasse von Teenagern, die sich unbedingt alle um uns herumstellen und Lärm machen mussten, während die Lehrerin wiederholt versuchte, sie zum Zuhören zu bewegen. Im komplett mit Touristen besetzten Café war inzwischen aber ein Tisch freigeworden, und so setzen wir uns dorthin, lauschten den Klängen eines Straßenmusikers und Eva trank einen Espresso.

Danach beschlossen wir, ein wenig durch die Straßen zu schlendern, und wir stellten dabei erstaunt fest, dass die Zeit um einiges schneller vergeht, wenn man Spaß hat. Wir kauften ein paar Postkarten mit den verschiedensten Kitschmotiven und setzen uns hier und da hin, um die ruhige Atmosphäre zu genießen. Zur Mittagszeit suchten wir uns ein für römische Verhältnisse sehr billiges Restaurant und aßen zwei Pizzen,

diese Straße war schlimmer als alle anderen. Schließlich rann-ten wir dann aber doch vor die rasenden Autos (die zum Glück noch rechtzeitig eine Vollbremsung hinlegten) und sprinteten zur anderen Seite. Völlig außer Atem und glücklich, und dank des Adrenalinschubes beinahe todesmutig, wandten wir uns dem nächsten Hindernis (derselben Straße, nur mit Verkehrsinsel) zu. Wie die oben erwähnte alte Dame dieses Kunststück vollbringen soll, ist mir bis heute ein Rätsel. Womöglich mit Gottvertrauen. Ich jedenfalls hatte durch die vier Tage Aufenthalt in Rom meine Jahresdosis an Extremsport bekommen.

Bis zur Überquerung des Tibers auf der Tiberinsel kamen wir dann wieder ganz gut voran. Der nächste Stolperstein präsentierte sich dann wieder in Form einer vielbefahrenen, zum Glück nur zweispurigen Straße am anderen Tiberufer.





während die beiden Italiener am Nebentisch sich durch die gesamte Speisekarte fraßen. Ich glaube, ich habe noch nie zuvor zwei Menschen gesehen, die das Essen derart zu einer Kunst erhoben wie die beiden. Ich erinnere mich noch dunkel an allerlei Meerestiere (unter anderem einen Hummer) und eine Menge Wein.

Nach dem Mittagessen machten wir uns auf den Rückweg und statteten noch kurz der Kirche Santa Maria in Trastevere einen Besuch ab, die von außen zwar etwas heruntergekommen wirkte, innen aber wirklich großartig aussah. Über einen Umweg landeten wir schließlich wieder auf der Tiberinsel und beschlossen, einen etwas anderen Weg zurück zu nehmen. Einerseits hatten wir noch mehr als genug Zeit zum Verlaufen und andererseits hatten wir dann doch etwas Respekt vor der Straße des Grauens.

Der neue Weg führte uns vorbei an einer römischen Ruine, die in Rom allerdings nicht wirklich eine Seltenheit darstel-

len, und an der nächsten Seite mussten wir uns an einem Pulk japanischer Touristen vorbeikämpfen, die alle zu einer gerade im Renovieren begriffenen Kirche pilgerten, die schon von anderen wuselnden Japanern umgeben war. Mein Reiseführer sagte mir zwar, dass die Kirche alt und sehr sehenswert war, doch er erwähnte mit keinem Wort den Grund für die Horden an Japanern. Von besagtem Grund konnte ich nur kurz im Vorbeigehen einen Blick erhaschen: Keiner der Japaner ging wirklich in die Kirche hinein, sie alle stellten sich an einem Stück der Fassade hintereinander auf, um sich vor einer in die Wand gehauenen Figur fotografieren zu lassen, dem Bocca del Verita, oder Mund der Wahrheit. Hierzulande trifft man hin und wieder auf Plastikkopien, die auch noch Geld von einem verlangen, um eine Vorhersage zu machen.

Danach kletterten wir einen Hügel hinauf und landeten am Circus Maximus, der heute eigentlich eher so etwas wie eine Parklandschaft ist, gingen hindurch und folgten dem Verlauf

des Forum Romanum, bis wir, wie schon zwei Tage vorher, wieder am Kolosseum standen. Dort sah nichts mehr so aus wie zuvor. Der große, vormals fast verlassene Platz wimmelte nun nur so von Touristen, und Arbeiter bauten gerade eine Bühne auf und jagten immer wieder grauenerregende Musik zur Tonprobe durch die viel zu laut eingestellten Lautsprecher. Uns verging jegliche Lust darauf, uns noch das Kolosseum oder das Forum anzusehen. Stattdessen setzen wir uns auf einen grasbewachsenen Hügel in den der Nähe, von dem aus wir einen wunderbaren Blick auf das Gewusel hatten, und beschrieben unsere Postkarten.

Als wir damit fertig waren und die „Musik“ unerträglich wurde, machten wir uns auf den Rückweg, dieses Mal ohne von der Gefahr des Verlaufs bedroht zu sein. Die men-

schleeren Straßen vom Sonntag hatten sich einem radikalen Imagewechsel unterzogen und so gelangten wir mehr oder weniger müde zur Kirche Santa Maria Maggiore, und gingen dieses Mal hinein, nachdem wir uns durch eine Gruppe französischer Touristen gekämpft hatten. Die Kirche sah aus ... wie eine Kirche. Nach einer Weile fangen alle an gleich auszusehen, solange sie nicht mit einer wirklichen Besonderheit aufwarten können. Diese Kirche konnte das nicht.

Auf dem Rückweg machten wir noch einen Abstecher zum Bäcker und kauften den größten Laib Brot, den es gab, und der für einige Tage reichen sollte, nur um uns danach ins Hotel zurückzuschleppen. Immerhin waren wir lange nicht so müde wie am Vortag und um einiges besser gelaunt.

Tag 5: Italienische Öffnungszeiten

(01.03.2006, Mittwoch)

Am Mittwochmorgen hatten uns aus irgendeinem Grund die Kräfte verlassen (es könnte am unfreundlich aussehenden Himmel gelegen haben), und so beschlossen wir, zum Anfang der Tour, der Piazza del Popolo, mit der Metro zu fahren.

Nachdem wir uns mit Proviant eingedeckt hatten, machten wir uns auf den Weg zum Bahnhof und folgten dem nicht enden wollenden Pendlerstrom hinab, nur um bei den Fahrkartenselbstautomaten stecken zu bleiben. Es gab fünf. Und drei von ihnen waren außer Betrieb. Wir stellten uns logischerweise an der kürzeren Schlange an, nur um festzustellen, dass die Schlange fast ausschließlich aus Mitgliedern einer japanischen Reisegruppe bestand, die allesamt nicht in der Lage waren, die Anweisungen in vier Sprachen zu verstehen. Trotzdem diskutierten sie lang und breit über die mögliche Benutzung. Immer wenn einer von ihnen es dann tatsächlich geschafft hatte, ein Ticket zu erstehen (das ist hier wortwörtlich gemeint!), lernten die Folgenden aber nicht daraus, sondern wiederholten alle Fehler noch einmal, nur um sich dann noch mehr über das Endergebnis zu freuen. Als die letzte Japanerin schließlich an der Reihe war, war ich so entnervt, dass ich ihr einfach die richtige

Taste verriet und die Wartezeit somit um einiges verkürzte.

Endlich mit unseren eigenen Tickets bewaffnet gingen wir die Rolltreppen hinunter und warteten drei Minuten auf die nächste Bahn. Eine Zeit, die ich persönlich lieber anderswo verbracht hätte, denn neben uns tropfte es bedenklich aus der Decke. Die U-Bahn-Angestellten hatten sich damit begnügt, einen Eimer unter das Leck zu stellen. Mir war es etwas unheimlich, dass keiner von ihnen darüber Gedanken machte. Wahrscheinlich würden sie auch nur mit den Schultern zucken und einen Besen holen, würde ein Teil der Decke einstürzen.

Ich war also dementsprechend froh, als wir bei der Piazza del Popolo wieder das ziemlich trübe Tageslicht erblickten. Ich hatte unbedingt zur Piazza gewollt, weil es dort einen Obelisken gab, und irgendwie wollte ich noch einen sehen. Ich war ja schließlich in Rom, der Stadt, in der es mehr Obelisken als Dönerläden gab, so kam es mir jedenfalls vor. Dummerweise schienen wir uns einen denkbar ungünstigen Zeitpunkt für unsere Reise ausgesucht zu haben, denn fast alle Obelisken wurden gerade instand gesetzt. Nur die absolut unansehnlichen waren nicht von einer Plane umwickelt, die den armen Touris-



ten durch einen realitätsfernen Aufdruck verdeutlichen sollte, was sie vielleicht sehen könnten, wenn sie noch einmal eine lange und völlig überbeuerte Reise auf sich nehmen sollten. Natürlich war der Obelisk auf der Piazza del Popolo keine Ausnahme. Und zu allem Überfluss fing es an zu tröpfeln.

In der Hoffnung, dass es nicht wieder schlimm werden würde, marschierten wir weiter, zur Spanischen Treppe, die irgendwie berühmt ist, aber von der ich einfach nicht herausbekommen konnte, warum. Es ist jedenfalls eine sehr, sehr, lange Treppe, die zu einer Kirche (oh Wunder) führt, und neben der das Shelley-Keats-Haus liegt. Ich fühlte mich dort übrigens sehr zuhause, denn am Fuß der Treppe musste man sich an Baustellen und Presslufthämmern vorbeischieben. Fast wie in Leipzig.

Als nächstes wollte ich zum Mausoleum von Kaiser Augustus, das mein Reiseführer zwar als „nicht sehr ansehnlich“ bezeichnete, das mich aber gerade deshalb interessierte. Der Weg dorthin führte dann aber durch die Art von Gegend, in der sich die Menschen über Menschen wie mich lustig machen. Es war die Art von Straße, in der man ein Ferrarigeschäft, Dolce & Gabbana, Armani und dergleichen finden kann, und in der nirgendwo ein Preisschild zu sehen ist.

Den ganzen Weg fühlte ich mich unangenehm an meinen Besuch bei Harrod's erinnert, wo ich mich mit meinen Freunden in die Schmuckabteilung verirrt hatte, und wo uns zwei Frauen um die Sechzig entgegenkamen, komplett mit lächerlichen Coco-Chanel-Kostümen, die uns einmal ansahen und offen in Lachen ausbrachen. Ich weiß nicht, wieso reiche Leute meinen sie hätten Manieren. Es liegt bestimmt daran, dass sie wissen, was man mit mehr als drei Teilen Besteck anfangen soll. Aber da wo ich herkomme gilt es immer noch als höflich, andere Menschen nicht offen auszulachen. Das macht man



hinter deren Rücken. Aber ich schweife ab.

Wir erreichten den Platz vor dem Mausoleum ohne Probleme und ohne ausgelacht zu werden. Der Platz von etwa zehn Metern Breite und zwanzig Metern Länge wurde jedoch zu einer akrobatischen Herausforderung, denn er war vollkommen zugesperrt. Und ich rede hier nicht von dem normalen Parken in zweiter Reihe. Der Platz war voll mit unordentlich aneinander gestellten Autos, und in den Lücken standen Mofas, sodass man sich jedes Mal verbiegen musste, um die Rückspiegel nicht abzubrechen oder den Lack zu zerkratzen. Am empfehlenswertesten war es, den Rucksack statt auf dem Rücken auf dem Kopf zu tragen, ihn mit einem Arm festzuhalten und mit dem anderen zu balancieren.

Wohin all die Leute so eilig wollten, ist mir aber nicht wirklich klar. Die Wohnhäuser in der Nähe sahen so aus, als würde seit zehn Jahren keiner mehr in ihnen leben und die Kirche war auch menschenleer. Und in der halben Stunde, in der wir neben dem halbverfallenen Augustusmausoleum saßen, kamen gerade mal fünf andere Menschen vorbei: ein älteres deutsches Ehepaar, eine Amerikanerin mit Teenagersohn und jemand, der das Monument unbedingt fotografieren wollte und solange an seiner Kamera herumspielte, bis wir endlich weggingen. Wir hörten im Weggehen noch seinen erleichterten Seufzer. In der ganzen Gegend gab es sonst kein einziges Anzeichen für menschliches Leben. Hätten einige der Autos nicht noch recht gut ausgesehen, hätte ich vermutet, dass wir über einen inoffiziellen Autofriedhof gestolpert waren.

Wir blieben vor allem deshalb so lange am Mausoleum, weil wir das erste Mal seit Tagen wieder wirkliche Ruhe hatten. Selbst in unserem Hotelzimmer war es immer laut und die Straßenbahn weckte uns regelmäßig auf. Aber alles, was man dort hören konnte, waren entfernter Straßenlärm und Vogel-

zwitschern aus den Bäumen, die auf dem Mausoleum wuchsen. Eine richtige Idylle. Ich weiß gar nicht, warum mein Reiseführer es so schlecht gemacht hat. Die anderen römischen Ruinen waren auch nicht viel besser.

Danach machten wir uns auf den Weg zum Castel Sant'Angelo, bei dem wir schon am Montag waren, das da aber leider geschlossen war. Dazu mussten wir eigentlich nur auf die andere Tiberseite, über eine Brücke und vorbei am Justizpalast. Der Weg wäre einfach gewesen, wenn denn einer der Verkehrsplaner daran gedacht hätte, Fußgänger einzuplanen. Es gab nämlich weit und breit keinen Fußgängerüberweg über die stark befahrene Straße am Tiber. Nach einigen Minuten vergeblichen Suchens sprangen wir schließlich vor ein Auto und rannten auf die andere Seite. Am westlichen Tiberufer hatten wir dann ein ähnliches Problem. Am Justizpalast gab es keinen einzigen vernünftigen Fußgängerweg, also gingen wir einfach auf dem Bordstein, der die fahrenden Autos von den geparkten trennte, vorbei an einem Plakat für, wir glauben es war ein Musical, „The Menopause“, dessen Titel mich schon so abschreckte, dass ich mich ernsthaft fragte, wie damit jemand Geld verdienen wollte.

Nachdem wir den Eintritt zum Castel bezahlt hatten, erwartete uns ein mühsames Hochklettern durch einen tunnelartigen Gang ohne Fenster oder sichtbares Ende (Eva wurde etwas klaustrophobisch zumute) durch den römischen Teil der Burg, bis wir auf einer Holzbrücke landeten, die wir dank einer italienischen Schulklasse nicht überqueren konnten. Nachdem wir uns endlich durch die kreischenden Bälger gekämpft hatten, erreichten wir einen Hof, auf dem eine weitere Schulklasse stand. Wir gingen durch die Innenräume auf der linken Seite, und wieder standen wir auf einem Hof inmitten lärmender Kinder. Irgendwann kamen wir schließlich zu einem Hof, von

dem aus wir die Treppe zur Brüstung hinaufstiegen, wo uns nicht nur ein wunderbarer sonniger Ausblick erwartete, sondern auch ein erstaunlicher Mangel an menschlichem Kleinvieh.

Obwohl sich die Besichtigung teilweise als Flucht vor Schulklassen gestaltete, hatten wir unseren Spaß, besonders, als wir ganz oben einen großartigen Ausblick hatten und uns in der Sonne ausruhten. Als wir uns irgendwann doch dazu entschieden hatten zu gehen, irrten wir um den Turm herum, bis wir den doch sehr gut versteckten Ausgang endlich fanden.

Inzwischen war es Mittag, und da Eva noch in die Sixtinsche Kapelle wollte, gingen wir erneut die lange Straße zum Petersplatz hoch und bogen dann rechts ab, immer den Schildern und Menschenmassen folgend entlang der Mauer, die den Vatikan umgibt, bis wir schließlich fast da waren. Die Vatikanischen Museen waren nur noch ein paar Meter entfernt, da hörten wir einen Mann neben uns anderen Touristen sagen, dass die Museen schon geschlossen hatten und dass sie morgen früh wieder kommen müssten. Ich sah auf die Uhr. Kurz vor halb eins. Dann entdeckte ich das Schild das in wunderbarer Farbkodierung die Öffnungszeiten der Vatikanischen Museen beschrieb.

Für dieses Schild haben die Angestellten des Vatikans garantiert vier Jahre pausenlos gearbeitet. Jeder Tag des Jahres war dabei mit einer anderen Farbe hinterlegt, was sämtliche Zahlen und Wörter für mich verschwimmen ließ, weil meine Brille leider erst Ende März fertig sein würde. Dabei bin ich kaum kurzsichtig. Nach einer Minute konzentrierten Starrens nahmen die Punkte wieder die Form von Zahlen an. Es stellte sich heraus, dass sowohl der Erste als auch der Zweite weiße Tage waren, und das Museum mittags schon um 13⁴⁵ Uhr schloss und um 8⁴⁵ Uhr öffnete. Dann gab es offenbar Tage, an denen später geschlossen wurde, früher geöffnet wurde und so weiter, bis hin zu einem rot-weiß gestreiften Tag mit gelben

Punkten, an dem von 9¹⁵ bis 11⁴⁵, von 11⁵⁰ bis 13¹⁰ und von 20²³ bis 23³⁰ Uhr geöffnet war.

Nachdem wir also wussten, dass wir nicht mehr in das Museum kommen würden, und nachdem wir einen sehr aufdringlichen Italiener abgeschüttelt hatten, der mit uns ausgehen wollte, entschied Eva, dass es mal wieder an der Zeit war, einen Supermarkt zu suchen. Ich verdrehte die Augen und ließ sie diverse Straßenkioskbetreiber ausfragen, sodass wir schließlich in einem winzigen Supermarkt in einer Seitenstraße landeten. Wir hatten gerade die Tiefkühlabteilung erreicht und Käse erbeutet, als uns einer der Angestellten darauf hinwies, dass der Laden in einer Minuten schließen würde und wir bezahlen mussten.

So kam es, dass Eva und ich um zwei Uhr völlig verwirrt in unserem Hotelzimmer landeten und Brot mit Frischkäse mümmelten. Ich wollte einfach nicht begreifen, dass die Geschäfte hier nie geöffnet waren, wenn man sie einmal brauchte. Wie verdienen Italiener ihr Geld? Sie öffnen den Laden um zehn, schließen um eins, öffnen wieder um vier und schließen um sieben. Mittwochnachmittags ist ganz geschlossen und am Sonntag ist nur nachmittags kurz auf. Das macht 36 Stunden in der Woche. Und ich dachte so etwas wäre schon vor Jahren abgeschafft worden.

Da wir nicht mehr erwarteten, dass noch irgendein Laden von Interesse geöffnet hatte, blieben wir einfach im Bett und lasen oder machten Siesta.



Tag 6: Stimmungstöter

(02.03.2006, Donnerstag)

Unser letzter Tag in Rom fing sonnig und viel zu früh an, aber wir hatten es uns in den Kopf gesetzt, in die Vatikanischen Museen zu gehen, und wir dachten, es wäre am besten, möglichst früh loszugehen. Also standen wir doch auf und schleppten uns zum Bahnhof, um wieder die Metro zu nehmen. Dieses Mal gab es keine Probleme beim Ticketautomaten, am Vortag wurden sie anscheinend repariert, aber auf dem Bahnsteig wimmelte es nur so vor Leuten. Als die Bahn kam, stürmten alle auf die Türen zu, aber da sie schon restlos überfüllt war, schaffte es nur etwa ein Drittel der Wartenden hinein.

Vier Minuten später kam die nächste Bahn und wir hatten uns extra nah an der gelben Linie platziert, doch leider war die Tür, die vor uns zum halten kam, defekt, und so mussten wir wieder auf dem Bahnsteig bleiben. Wir fürchteten schon das Schlimmste, doch die dritte war praktisch menschenleer, also schafften wir es tatsächlich, um kurz nach halb neun in der Schlange für den Museumseingang zu landen, den Weg dahin kannten wir dieses Mal ja schließlich schon.

Nach einer halben Stunde eingeklemmt zwischen zwei japanischen Reisegruppen konnten wir dann auch endlich durch

eine dieser unglaublich sinnvollen Sicherheitskontrollen und ins Museum, wo wir zu unserer Freude feststellten, dass es für Studenten ermäßigte Tickets gab. Nur dummerweise nicht an dem Schalter, für den wir uns angestellt hatten, daher mussten wir uns noch einmal anstellen, und selbstverständlich an der längsten Schlange, zu der regelmäßig von anderen Schaltern junge Leute aus allen Teilen der Welt geschickt wurden, die allesamt mit leicht beschämtem Gesichtsausdruck angetrottet kamen. Wir waren also nicht die einzigen, die das übergroße „students“-Schild übersehen hatten. Was aber an sich auch kein Wunder war, denn alle Besucher des Museums stürmten hinein, sodass man fast das Gefühl hatte, es mit dem letzten Sommerschlussverkauf zu tun zu haben. Man musste ja auch möglichst viel aus den drei Stunden machen, die man höchstens Zeit hatte.

Sobald wir es dann tatsächlich geschafft hatten, uns einen Audio-Guide zu organisieren, standen wir vor einem mehr als undurchsichtigen Wegweiser und diskutierten, wo wir denn nun hin wollten. Schließlich landeten wir nach zwei Minuten in der frühchristlichen Kunst, die praktisch ausgestorben vor uns lag. Außer uns waren es noch drei andere Besucher, die



zwischen den römischen Sarkophagen hin und her spazierten, während mindestens drei Museumswachen jeden unserer Schritte verfolgten, als ob wir Schwerverbrecher auf Hafturlaub wären. Ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, als bereiteten sie sich darauf vor, mich anzuspringen, sobald ich mir einen der zentnerschweren Steinblöcke schnappte und versuchen würde, mit ihm aus dem Fenster zu springen.

Nach der frühchristlichen Kunst beschlossen wir, zum etruskischen Teil des Museums zu gehen, einfach, weil wir noch nie etwas Etruskisches gesehen hatten. Und prompt landeten wir bei den ägyptischen Exponaten. Also gingen wir wieder zurück zur anderen Seite der Halle und standen im Gang mit den römischen Statuen, die allesamt mit einem für uns sehr amüsanten Feigenblatt verziert worden waren. Nachdem

wir auch diesen Gang bis zum Ende durchgegangen waren und feststellten, dass es sich um eine Sackgasse handelte, war ich vollends verwirrt. Mein Reiseführer hatte die Vatikanischen Museen als „gut organisiert und übersichtlich“ bezeichnet. Und ich hatte keine Ahnung, wie ich eine Abteilung finden sollte.

Als wir schließlich alle Möglichkeiten ausgeschöpft hatten, liefen wir in die einzige Richtung, die noch übrig war und landeten auf dubiosen Wegen in der etruskischen Abteilung, die zum größten Teil aus von den Etruskern aus Griechenland importierten Keramiken, einigen Grabbeigaben und Särgen bestanden.

Dann wollten wir zur nächsten Abteilung, und fanden sie schon wieder nicht. Es stellte sich schließlich heraus, dass man keine andere Möglichkeit hatte, als immer geradeaus zu gehen. An sich eine ganz gute Idee, nur dummerweise ist das nicht ganz so gut, wenn man sämtliche Museumsbesucher durch endlose circa fünf Personen breite Korridore schleusen will. Bei der Scala di Bramante war es ja noch relativ leer, doch auf dem Weg zu den von Raffael verzierten Räumen mussten wirklich *alle* Besucher denselben Weg nehmen.

Es dauerte schätzungsweise zwei Stunden sich bis zur Sixtinischen Kapelle vorzuarbeiten, zumindest fühlte es sich wie zwei Stunden an. Auf dem Weg gab es eine Menge Bilder, Wandteppiche, Statuen und so weiter, doch wenn man eigentlich nur eine Sache sehen will, ist das eher störend als interessant. Die ganze Zeit verbrachte man irgendwo zwischen französischen Schulklassen, ins Handy brüllenden Italienern, quietschenden Japanern und den nervtötendsten Menschen, die man sich überhaupt vorstellen kann. Als wir endlich in der berühmten Kapelle standen, wollte ich nur noch raus. Aber da ich die Strapazen ja nicht umsonst auf mich genommen haben

wollte, musste ich mir die Bilder wenigstens ein bisschen angucken. Doch auch dieses Mal ruinierte die Touristenmenge jegliches Vergnügen. Und zusammen mit dem Verhalten der Wachmänner wirkte es geradezu grotesk.

Während das Ordnungspersonal ständig genervte „Shh!“s von sich gab und „No photo!“ rief, fotografierten die Touristen fröhlich vor sich hin und schnatterten über Gott und die Welt, jedenfalls garantiert nicht über die Bilder, die wurden kaum beachtet. Und ich hatte die Nase voll. Gestrichen voll. Ich wollte nur noch raus. Dafür hatte ich mir allerdings den denkbar schlechtesten Zeitpunkt ausgesucht, denn um die Kapelle zu verlassen musste jeder Besucher durch einen nur zwei Personen breiten Durchgang in der Mitte, durch den natürlich alle zur selben Zeit wollten. Nur dummerweise konnte das in just diesem Moment keiner, denn eine Gruppe von Rollstuhlfahrern wurde langsam Person für Person hindurchgeschoben, während von hinten immer mehr Menschen nachkamen.

Und während ich so hilflos eingeklemmt dastand, bekam ich Panik. Und ich meine nicht diese Ach-Das-Ist-Nervig-Panik, sondern die Vollversion. Komplett mit Herzrasen und Tränen und so weiter. Als ich endlich durch das Tor konnte, habe ich sogar hyperventiliert. Das Ordnungspersonal hat das aber nicht interessiert, obwohl zwei Männer direkt neben mir standen. Stattdessen haben sie sich seelenruhig weiter unterhalten, so als ob da nicht gerade jemand verzweifelt versuchen würde, nicht umzukippen. Und zu ihrem Glück erinnerte ich mich dunkel daran im Fernsehen gesehen zu haben, dass man sich Nase und Mund zuhalten müsse, was dann auch geholfen hat. Aber mal ganz ehrlich, ich bin sicher nicht die erste, der das passiert ist. Da sollte man vielleicht als Personal damit rechnen und darauf vorbereitet sein.

Als Eva sich dann auch endlich sattgesehen hatte, folgte sie

mir zum Ausgang des Museums (ganz auf der anderen Seite) und wir konnten diese Hölle aus drängelnden Menschen endlich verlassen. Auf der anderen Seite der Straße gab es einen vollkommen überbelegten Imbiss, bei dem wir dann aber doch gegessen haben, weil es tatsächlich Pommes gab, für die ich sechs Euro bezahlte.

Da wir nach drei Tagen Rom schon so viel gelaufen waren, dass wir uns am liebsten für einen Monat nicht mehr bewegt hätten, entschieden wir uns, zum Kolosseum mit der Metro zu fahren. Die Station kannten wir schon von unserer Supermarktsuche vom Vortag und so kamen wir auch ohne Probleme an unser Ziel.

Und dort war es voll. Noch voller als am Dienstag. Um nicht noch mehr Zeit mit Rumstehen in Menschenmengen zu vertrödeln, gingen wir möglichst schnell zum Eingang, wo wir erst einmal für die Sicherheitskontrolle und dann für den Einlass anstanden – bis wir das Schild mit den Eintrittspreisen entdeckten. Zehn Euro Eintritt. Wir konnten das nicht so ganz glauben, und da die Schlange noch dazu unendlich zu sein schien, beschlossen wir kurzerhand, das Kolosseum zu streichen und unser Geld lieber für sinnvollere Dinge aufzuheben. Essen zum Beispiel, ein Buch oder Creme für unsere schon arg mitgenommenen Beine. Etwas in die Richtung.

Immerhin hatten wir so wenigstens noch Zeit für das – kostenfreie – Forum Romanum, das am Sonntagmorgen noch nicht geöffnet hatte. Der ganze Schutt an sich ist nicht das Beeindruckendste oder Amüsanteste, das das Forum zu bieten hat, auch wenn es sich deshalb wunderbar für einen Nachmittagsspaziergang eignet. Das Beste sind die Touristen und Spaziergänger. Wir hatten das Vergnügen, diversen deutschen Touristengruppen über den Weg zu laufen (meistens Senioren und ein Führer), einer Handvoll anderer Rucksacktouristen

und einigen Italienern, die tatsächlich nur zum Spaziergehen da waren, und um die Touristen verstohlen und verächtlich anzublicken, natürlich.

Das bei weitem Bizarreste war aber eine Gruppe japanischer Schüler (komplett mit Uniformen und Begleitpersonen), die etwa zwanzig Minuten in der Mitte des Forums stand und aus deren Cluster sich nur selten kichernde Dreier- oder Vierergruppen lösten, um vor irgendeinem Säulenrest mit dem Handy Fotos von sich zu machen. Die deutsche Familie neben uns hatte

sie „die chinesischen Pfadfinderinnen“ getauft, da die vereinzelten Jungen sich nicht aus dem Cluster trauten, vermutlich, weil das Kichern und Aneinanderkleben ihnen zu lächerlich gewesen wäre.

Nachdem wir die zwanzig Minuten ausschließlich mit Japanerbeobachtung verbracht hatten, kam uns der Rest der Passanten jedoch so langweilig vor, dass wir es vorzogen, zurück in unser Hotelzimmer zu gehen und unsere Zeit in Rom mit dem Weg zu beenden, mit dem sie am Sonntag angefangen hatte.





Tag 7: Lost in Trenitalia

(03.03.2006, Freitag)

Am nächsten Morgen checkten wir dann aus dem Hotel aus und schleppten uns vollkommen übermüdet zum Bahnhof, nur, um dort festzustellen, dass unser Zug in fünf Minuten abfahren würde. Und das am anderen Ende des (großen!) Bahnhof lag. Also sprinteten wir vorbei an Gepäckwagen und verschlafenen Pendlern, so schnell es denn mit zwanzig Kilo Gepäck auf dem Rücken ging, und wir schafften es tatsächlich gerade noch, ins letzte Abteil zu springen, das seltsam leer war.

Der Zug sollte nach Civitavecchia fahren, ein Ziel, das wir uns ausgesucht hatten, weil... ja. Das wussten wir eigentlich auch nicht mehr so genau. Am Ende haben wir uns auf ein Missverständnis geeinigt, denn eigentlich wollten wir beide dort nicht wirklich hin und waren schließlich trotzdem da.

Jedenfalls fuhr der Zug ab, und unser Abteil war immer noch ungewohnt leer für einen Pendlerzug. An uns vorbei zogen die weniger sehenswerten Viertel von Rom, der Petersdom und Trastevere, bis ich dann wirklich das Gefühl bekam, dass etwas nicht stimmte. Schuld daran war der Tunnel, durch den wir fuhren. Eigentlich nichts besonderes, wie sich herausstellen sollte. Auf der Strecke gab es einige davon. Nur gab es in unserem Wagen kein Licht.

Ich erinnerte mich an kleine weiße Zettel, die an der Tür hingen, und forderte Eva dazu auf, den Zettel zu übersetzen (sie hatte schließlich ein halbes Jahr Italienisch und das Wörterbuch), doch es dauerte dank der wiederholt auftretenden Dunkelperioden satte zehn Minuten, bis wir wussten, dass am Ende des Zuges einige Wagen hingen, die außer Betrieb waren. Warum auch immer, aber wir saßen in einem davon. Also schulterten wir unser Gepäck und schleppen uns durch drei weitere leere Wagen, bevor wir in einem bemannten Abteil landeten. Etwas, das uns erspart geblieben wäre, wenn die Trenitalia unbenutzbare Wagen so kennzeichnen würde wie die Deutsche Bahn. Mit dicken, fetten, roten Verbotsschildern.

Natürlich wurden wir in dem neuen Wagen auch von allen Leuten angestarrt, als wären wir Aliens. Im ursprünglichen Sinne des Wortes waren wir das ja auch. Alle anderen waren Pendler und gaben sich Mühe, so gelangweilt und müde wie möglich auszusehen, während wir einfach nur auffielen. Was soll man denn auch machen, wenn man Rucksäcke trägt, die halb so groß sind wie man selbst?

Natürlich versuchten wir, unsere Unsicherheit zu überspielen und taten so, als wäre absolut nichts Ungewöhnliches

passiert und als wüssten wir genau, was wir taten. Ein guter Witz. So wirklich ahnungslos waren aber anscheinend nicht nur wir, sondern auch die Angestellten der Trenitalia, die nicht wirklich in der Lage schienen, Fahrpläne richtig zu berechnen oder sich an sie zu halten. Wir waren nämlich fünfzehn Minuten zu spät, als wir endlich in Civitavecchia ankamen.

Dort fanden wir uns dann also auf dem unglaublich pittoresken Bahnhof wieder, errichtet im klassischen Siebziger Jahre Beton-Und-Fliesen-Stil. Und eigentlich wollten wir nur noch weg, wir wussten ja nicht einmal, warum wir überhaupt hingefahren waren.

Ein Blick auf einen der Partenza-Pläne verriet uns, dass in zehn Minuten ein Zug nach Pisa von Bahnsteig zwei abfahren würde – der aber nie kam. Der nicht besonders hilfreiche Schalterbeamte verriet Eva dann, dass wir noch anderthalb Stunden auf dem nervtötendsten Bahnhof von Italien verbringen müssten, also entschlossen wir uns, einige Minuten zum Strand hinunterzugehen, um die Zeit wenigstens etwas sinnvoll und in weniger abstoßender Umgebung zu verbringen.

Und ich muss sagen, dass das noch nicht einmal eine schlechte Idee war. Nach dem Smog von Rom kam einem die Luft dort so klar und gesund vor, dass man gar nicht genug davon bekam. Die Reaktionen der vereinzelt Einheimischen, die ihre Hunde spazieren führten oder joggten, waren auch sehr amüsant. Sie starrten uns an, als hätten wir zwei Köpfe und wären am Rücken zusammengewachsen. Ich gebe zu, außer uns gab es wahrscheinlich nicht besonders viele vollbepackte Touristen, die bei circa zehn Grad Celsius ans fast schon stürmische Meer gingen, und das an einer Stelle, an der es noch nicht einmal einen Strand gab.

Irgendwann neigte sich die himmlische Ruhe aus tosenden Wellen aber ihrem Ende zu. Wir mussten zurück, unser Zug

sollte schließlich in ein paar Minuten ankommen. Die Betonung liegt dabei bei „sollte“. Er kam nämlich nicht. An sich nicht so schlimm, wären da nicht die Menschen gewesen, die außerdem auf dem Gleis gewartet hatten. Ich glaube, in Pisa fand genau an diesem Tag die Jahrestagung des italienischen Vereins für Nervensägen statt und die aus dem näheren Umkreis hatte sich alle für diesen Zug entschieden. Die Frau zum Beispiel, neben der ich die vierzig Minuten verbringen durfte, bis der Zug kam, brachte es tatsächlich fertig, gleichzeitig zu rauchen, Kaugummi zu kauen und zu telefonieren. Und das die ganze Zeit über. Zu dumm für mich, dass ich Nichtraucher bin, dass das Kaugummikaugeräusch mich in den Wahnsinn treibt und der italienische Handyfimmel mich einfach nur nervt.

Überhaupt, Italiener lieben ihre Handys. Da kam man sich fast wie in Japan vor, zumindest, wenn man sich am Klischee von Japan orientiert. Entweder sie tippten irgendetwas ein oder sie schrieten in ihre Handys, vollkommen egal, wer zuhörte oder ob es so laut war, dass man sich selber kaum verstand. Es konnte schon mal vorkommen, dass man in der Bahn zwischen drei Leuten stand, die lauthals mit ihren Handys kommunizierten, sodass man selber nicht mehr wusste, wo einem der Kopf stand. Ich wünschte sie hätten wenigstens den Anstand gehabt, leise zu reden oder sich an einen Ort zurückzuziehen, an dem nicht jeder mitbekam, mit wem man letzte Nacht Sex hatte, oder worüber sie auch immer geredet haben mögen.

Als wir dann endlich im Zug waren, war ich ziemlich mit den Nerven runter. Und zu unserem Pech mussten wir auch noch prompt in einen Schaffner laufen, der uns freundlich aber bestimmt in fast nicht existentem Englisch darauf hinwies, dass unsere Tickets in dem ICplus nicht gültig waren, denn seit Anfang des Jahres musste man die Plätze dort reservieren.

Eva versuchte noch, mit ihm zu diskutieren, aber ich hatte die Nase voll und dachte mir, dass neun Euro für die nachträgliche Reservierung auch nicht die Welt waren. Im Vergleich zu den deutschen Preisen für Falschfahren jedenfalls. Und eigentlich war ich auch nur froh, endlich aus diesem Kaff raus zu sein.

Der Rest der Fahrt nach Pisa verlief relativ ereignislos. Wir fuhren durch viele Tunnel und vorbei an Palmen und Hotelanlagen, mit einem Tupfer Meer hier und da. Von Pisa aus wollten wir dann nach Florenz weiterfahren und kaum waren wir auf dem Bahnhof angekommen, fiel mir auf, dem gegenüberliegenden Bahnsteig die Ansagetafel auf, die einen Zug nach Florenz ankündigte. Es war noch nicht mal ein ICplus. Also stellten wir uns zu den Pendlermassen, die schon auf den Zug warteten, und weckten mit unserem kuriosen Touristenverhalten das Interesse des Mannes, der neben uns stand.

„You from Scotland?“, fing er das Gespräch an, und nachdem wir klargestellt hatten, dass wir aus Deutschland waren, mussten wir feststellen, dass Deutschland so ziemlich sein Lieblingsland war und er erzählt uns in gebrochenem Englisch von seinen Besuchen auf deutschen Modelleisenbahnmessen, bis wir unterbrochen wurden, denn mit einem Mal wechselten

alle Menschen von Gleis fünf auf Gleis vier, während wir uns ratlos umsahen. Der Zug war immer noch für Gleis fünf angezeigt, und auf Gleis vier sollte ein späterer Zug nach Florenz abfahren.

Unser neuer Bekannter stellte dann noch schnell klar, dass es der richtige Zug war, der da gerade einfuhr, und so stiegen wir das Beste hoffend ein. Wir unterhielten uns noch mir dem Eisenbahnfan, bis er auf halber Strecke aussteigen musste und wir weiter durch die Toskana tuckerten.

Der Bahnhof von Florenz sieht aus, wie alle anderen Bahnhöfe in Italien: nichtssagend. Aber ein Highlight gab es: den Bahnhofsgeldautomaten. Ein Geniestreich der modernen Technik, der mit Funktionen in verschiedenen Sprachen ausgestattet war, und somit den ausländischen Besucher aufs Beste unterhalten konnte. Die deutsche Version schien nämlich kaum mehr als eine Übersetzung der italienischen durch Babelfish oder ein ähnliches Programm zu sein. Und da Eva nun einmal dringend Geld brauchte, musste sie sich durch die verschiedenen Menüpunkte raten. Wie sich herausstellte, hebt man in Italien das Geld nicht ab, man behebt es. Ich schätze das sagt viel über die italienische Einstellung zu Geld, aber über die



Bedeutung bin ich mir noch nicht ganz im Klaren.

Nachdem Eva wieder genug Geld für die nächsten Tage hatte, machten wir uns auf die Suche nach einer Touristeninformation, die dieses Mal zwar kein Hotel reservierte, die uns aber einen stabilen Hochglanzplan gab (im Gegensatz zum römischen Papierplan) und auf dem die billigen Hotels markiert waren. Mit diesem Plan ausgerüstet machten wir uns auf den Weg zum Ostello Archi Rossi, wo wir auch prompt zwei Betten in einem Vierbettzimmer bekamen. Und obwohl es in dem Zimmer nach Chlor roch und es kalt und feucht war, war ich ziemlich zufrieden. Denn im Gegensatz zum Hotel in Rom verfügte das Hostel über dreißig Minuten freien Internetzugang am Tag und ein Bad, in dem es doch tatsächlich eine Duschkabine gab. Außerdem war das Personal freundlich, hilfsbereit und in der Lage, verständlich Englisch zu sprechen. Und da es erst vier Uhr nachmittags war, hatten wir sogar noch Zeit, uns ein wenig die Stadt anzusehen. Und wie in Rom liefen wir einfach aufs Geratewohl los.

Und genau wie in Rom liefen wir dann auch mehr oder weniger unabsichtlich von einer Sehenswürdigkeit zur nächsten. Vom Duomo zur Signoria und zur Ponte Vecchio. Auf dem Weg kaufte ich mir endlich etwas Essbares (Falafel), während ich langsam feststellte, dass mir Florenz um einiges besser gefiel als Rom. Nicht so hektisch, noch so auf Repräsentation gebaut, und alles in allem wesentlich charmanter. Ich fühle das darauf zurück, dass mir Händlerstädte grundsätzlich sympathischer sind als Hauptstädte mit langweiligen Palästen und Boulevards.

Und auch obwohl Florenz total überlaufen mit Touristen jeglicher Couleur war, konnte ich nicht anders, als mich in die Stadt zu verlieben. Und ich kam auch voll auf meine Kosten, als Eva meinte, genau zu wissen, wo wir waren, nur weil



sie schon einmal ein paar Stunden in Florenz gewesen war. An dieser Stelle würde ich mich gerne an eine Klassenfahrt in der achten Klasse erinnern, als wir in ihre Heimatstadt Göttingen gefahren sind. Sie hatte sich vollkommen verlaufen und beharrte darauf, dass wir an der Kreuzung vom „Nabel“ (einer Statue) sein müssten. Und dann weigerte sie sich mir zu glauben, dass es eine Straße weiter war, obwohl ich die Statue von der Stelle an der wir standen sehen konnte. Ich halte ihr das heute noch gerne vor. Ich gebe ja zu, dass mein Orientierungssinn in Städten manchmal etwas spinnt, aber meistens finde ich mein Ziel beim ersten Versuch, vor allem, wenn ich schon einmal da war. Aber in diesem Fall bestand Eva darauf, dass sie sich an die Geschichte des entsprechenden Ortes erinnerte, und dabei änderte sie permanent die Meinung über ebendiese.

Als nächstes machten wir uns dann auf die Suche nach dem

Supermarkt, den der Portier im Ostello uns auf der Karte markiert hatte, und deckten uns da mit dem Notwendigsten ein (Cola und Schokolade), bevor wir wieder ins Ostello zurückkehrten. Im Fernsehraum lief gerade *Fluch der Karibik* auf Englisch, und die Computer wollten uns nicht ins Internet lassen, weil irgendwer sie überbeansprucht hatte. Ich habe den Verdacht, dass es Asiaten waren, denn fast alle Computer waren entweder auf Japanisch oder Koreanisch eingestellt, was bei den meisten angehenden Benutzern für Verwirrung sorgte.

Zurück auf dem Zimmer machte ich mich dann daran, mich ins Zuckerkoma zu futtern, doch bevor es nötig wurde, einen Krankenwagen zu rufen, kamen unsere Zimmerkameradinnen zurück, die sich nach kurzem Beschnuppern von etwa einer Minute als nett erwiesen. Die beiden Irinnen luden uns auf ein Glas (einen Plastikbecher) Rotwein ein und wir unterhielten uns ein paar Stunden, über unserer Erfahrungen in Italien und mit Sprachen, bevor die beiden sich auf den Weg zu einer Bar machten und wir uns bettfertig

Tag 8: Extreme-Sightseeing

(04.02.2006, Samstag)

Da wir uns dachten, dass der Sonntag in den Museen unter Umständen noch anstrengender werden könnte, hatten wir uns vorgenommen, die Uffizien als erstes am Samstagmorgen in Angriff zu nehmen. Einerseits, um im Museum möglichst viel Zeit zu haben, denn wir hatten beide relativ hohe Erwartungen und stellten uns auf ein paar Stunden ein, und andererseits, um nicht mit den ganz großen Massen durchs Museum schleichen zu müssen. Das hatten wir ja schon im Vatikan hinter uns. Wir hatten uns also so früh wie möglich auf den Weg gemacht; und natürlich war es trotzdem fast schon hektisch am Eingang. Die Betonung liegt hier auf fast, denn die Unruhe rührte daher, dass keiner der Besucher wirklich wusste, was er zu tun hatte – und selbstverständlich kaum einer Italienisch beherrschte.

Irgendwie schafften wir es dann doch durch die Sicherheitskontrolle, die hier tatsächlich Sinn ergab, denn vor einigen Jahren wurden ein paar der Bilder durch eine Autobombe zerstört, und kauften unsere für EU-Bürger ermäßigten Tickets (für unter 18- und über 65-jährige war der Eintritt ganz frei). Um sicherzugehen, dass wir auch in die richtige Richtung gingen, hängten wir uns an eine Gruppe Rentner mit Führer (der den Weg schließlich kennen sollte), die in den obersten

Stock ging, mit einem kleinen Abstecher in einen separaten Raum mit Skizzen eines Renaissancearchitekten (Bramante oder Brunelleschi? Die Namen fingen da schon an, etwas zu verschwimmen).

Das erste, das einen oben erwartete, war eine Galerie (von der das Wort im Sinne von Kunstgalerie übrigens stammt) voll mit einer Portraitsammlung wichtiger Renaissancepersönlichkeiten und (pseudo-)antiken Götterstatuen und einigen Büsten römischer Kaiser. Die Gemälde in den Räumen, die man vom Hauptgang aus erreichen konnte, waren allesamt offenbar auf unterschiedlichste Weise (Künstler, Land, Zeit, Thema) geordnet. In den ersten Räumen erwarteten uns zahlreiche Mariendarstellungen, deren Hintergrund meistens aus Blattgold bestand. Ich frage mich, warum man das heute nicht mehr macht. Gold als Hintergrund hat nämlich eine wirklich unerwartet beeindruckende Wirkung.

Und dann kamen auch schon die berühmtesten Bilder: *Die Geburt der Venus* von Botticelli, vor der sich Unmengen von Touristengruppen aufstellten, um sich von ihren Gruppenleitern etwas unglaublich Wichtiges erzählen zu lassen. Die Japaner bekamen zum Beispiel etwas über die griechische Mytholo-



gie erzählt und die Amerikaner über den Maler. Mit dem Bild hatte das allerdings eher wenig zu tun, und keiner von ihnen machte wirklich Anstalten, das Bild einfach auf sich wirken zu lassen. Im nächsten Saal (dem mit den drei Leonardos) lief es ähnlich. Wobei ich sagen muss, dass ich nicht wirklich weiß, was an den zwei fertigen Gemälden so toll sein soll. Sie sahen für mich einfach zu perfekt aus. Das halbfertige in der Mitte dagegen war wirklich schön. Wesentlich interessanter als die Bilder war aber immer noch das Gros der Besucher, die sich so sehr wie Touristen benahmten, dass es schon beinahe wehtat. Und die meisten von ihnen machten ein Gesicht, als wären Museen das Langweiligste, was sie sich überhaupt vorstellen können. Da frage ich mich dann, warum sie sich überhaupt die Mühe machen und das Geld für den Eintritt bezahlen. Nur, um nachher behaupten zu können, sie hätten dieses oder jenes Bild im Original gesehen, nachdem sie in ungefähr drei Sekun-

den daran vorbeigerauscht sind? Ich brauche wenigstens fünf Sekunden pro Bild.

Nach den Highlights der italienischen Renaissance ging es zu denen der deutschen, die mich, um ehrlich zu sein, mehr angesprochen haben. Warum weiß ich selber nicht so ganz, aber Dürer und Cranach sind meiner Meinung nach einfach simpler und gleichzeitig dunkler, zumindest was die ausgestellten Stücke anbelangt. Dort fiel mir dann auch zum ersten Mal das Ehepaar auf, das ich irgendwie vom ersten Moment an als Deutsche erkannte.

Als ich dann im nächsten Raum vor dem Bild irgendeines Venezianers stand, fing der Mann an (sie waren wirklich Deutsche) mir zu erklären, dass dieses Bild von besagtem, offenbar berühmten Maler war und die Pinselführung für einen Italiener wirklich ungewöhnlich, denn das Gemälde sah auf den ersten Blick aus wie eine Zeichnung. Seine Frau fing dann

an, ihn mit Dürer zu vergleichen und sie erzählten mir und Eva abwechselnd etwas über den Einfluss der italienischen auf die deutsche Renaissance und die Unterschiede zwischen beiden. Auch über das nächste Bild (vom selben Künstler, noch ungewöhnlicher) erzählten sie uns etwas, und schwangen sich dabei zu intellektuellen Höhen auf, denen wir fast nicht folgen konnten. Welcher normale Jugendliche weiß schon, was man unter *Hypnerotomachia Poliphili* versteht? Ich wusste es nur deshalb, weil ich einige Tage zuvor *The Rule of Four* zu Ende gelesen hatte.

Obwohl die beiden wirklich nett waren, verloren wir sie bald wieder aus den Augen, vermutlich deswegen, weil sie noch langsamer durch die Ausstellung schlichen als Eva und ich, eigentlich ein echtes Wunder, so gründlich (langsam) wie Eva immer ist. Von da an habe ich, um ehrlich zu sein, auch nicht mehr so wirklich viel von der Galerie mitbekommen. Irgendwann sah alles für mich aus wie eine Madonna mit Kind und die Namen verschwammen auch zusehends. Ich erinnere mich noch dunkel an Caravaggio, Rubens, Rembrandt und Tizian, außerdem noch an ein berühmtes Portrait von Lorenzo de' Medici. Aber das alles könnte ebenso gut Einbildung gewesen sein.

Am Ende unseres Rundganges trafen wir auch wieder auf den Mann, der uns schon den venezianischen Maler erklärt hatte, und dieses Mal erzählte er uns, was es mit den ganzen

Bildern berühmter Personen auf sich hatte, die in den Fluren der Uffizien hingen. Offenbar hatte irgendeiner mal von allen diesen Leuten Portraits anfertigen/kopieren lassen, um zu wissen, wie sie denn alle aussahen. So eine Art erster Ansatz von einem Allgemeinbildungsideal. Eva fragte schließlich geistesgegenwärtig, warum er denn soviel über das Thema wisse, aber er antwortete nur „berufliches Interesse“. Anscheinend waren wir an einen Kunsthistoriker geraten.

Nachdem wir uns von ihm verabschiedet hatten, machten wir uns auf den Weg zum Ausgang/Museumsshop. Ich weiß nicht, ob das außer mir schon einmal jemandem aufgefallen ist, aber in Museumsshops gibt es grundsätzlich jede Menge Dinge zu kaufen, die man erstens nicht braucht, zweitens hässlich findet und die drittens überteuert sind. Daher meine Frage: Wer kauft sich diese Dinge? Ich würde ja gerne öfters Souvenirs in Museen kaufen, wenn sie nicht so furchtbar einfallslos wären. Die Uffizien sind da leider keine Ausnahme, und so verbrachten wir zwanzig Minuten damit, etwas Brauchbares zu suchen, und scheiterten kläglich. Es gab zwar Lesezeichen, die gut aussahen, aber mal ehrlich, wer benutzt die Dinger denn wenn er sie mal braucht? Ich jedenfalls nicht, für so etwas gibt es doch schließlich Papiertaschentücher, Briefwurfsendungen und Flyer. Selbst die ausgewählten Drucke waren einfach nur langweilig, denn keines der wirklich guten Bilder gab es auch nur auf einer Postkarte, geschweige denn auf einem Plakat.

Nach dem ziemlich enttäuschenden Museumsshop hatten wir erstens Hunger und zweitens noch einen halben Tag totzuschlagen. Wie am Vortag entschied ich mich für Falafel (con pikante), und infolge des unerwartet scharfen Geschmacks (wer ahnt denn schon, dass die das in Italien tatsächlich auch meinen) für eine überteuerte Cola light. Wir setzten uns schließlich auf eine Bank an einer Piazza mit einer Kirche, die



verdächtig nach dem Duomo aussah.

Nachdem wir uns eine Weile ausgeruht hatten (Eva hatte ja schon seit ein paar Stunden nicht mehr gegessen), fiel mir auf, dass ich kaum noch genug Fotos auf meinem Film übrig hatte und Nachschub brauchte. Also steuerten wir den nächsten Souvenirshop an, denn die Buden am Straßenrand wirkten nicht gerade seriös. Dort erbeuteten wir dann tatsächlich noch brauchbare Souvenirs. In meinem Fall war das ein dezenter Firenze-Aufnäher in rot und weiß.

Danach beschlossen wir, in die Kirche zu gehen, denn der Eintritt sollte erstaunlicherweise nur fünf Euro kosten. Die Kirche Santa Croce, die wir eigentlich erst für den Duomo hielten, (ein Irrtum, der uns erst auf dem Rückweg zum Ostello auffallen sollte) war eine der wenigen Kirchen in Italien, die auf mich nicht wie eine Touristenattraktion wirkte. Trotz der Bauarbeiten war es ruhig und die Menschen flüsterten tatsächlich. Fotos machte auch keiner. Sogar die paar Japaner verhielten sich still und unauffällig! Solche Kirchen sollte es öfter geben, dann würde ich mich vielleicht ausnahmsweise an die Sehenswürdigkeit an sich erinnern und nicht an die (nicht vorhandenen) Touristenmassen und deren Fehlverhalten.

Und eigentlich war die Kirche auch ganz schön. Es gab Grabmäler verschiedener berühmter Florentiner (wie Michelangelo) zu bewundern, und ein etwas abseits gelegener Teil

wurde von Brunelleschi entworfen. Oh, und außerdem gab es Teile von der Kleidung des Heiligen Franz von Assisi, wenn ich mich recht erinnere, die in irgendeiner Glasvitrine vor sich hindämmerten. Alles in Allem eines der lohnendsten Gotteshäuser meines Italienaufenthaltes. Schließlich setzten wir uns auf die Stufen auf dem Platz vor der Kirche, sodass Eva ihre Postkarten fertig schreiben konnte, und ich endlich mal wieder genug Zeit hatte Musik zu hören und den Touristengruppen zuzusehen. Das Ehepaar aus den Uffizien lief auch wieder an uns vorbei. Schicksal.

Nach einem weiteren Abstecher zum Supermarkt machten wir uns wieder auf den Weg zurück zum Ostello. Und dieses Mal konnten wir auch tatsächlich ins Internet. Das war am Vortag ja defekt gewesen. Also verbrachte ich eine halbe Stunde (und das ziemlich punktgenau) damit, meine circa dreihundert E-Mails im Postfach auszumisten. Es ist doch wirklich unglaublich, wie viel Mist sich in einer Woche so ansammeln kann. Und die DVD des Tages war dieses Mal *Troja*, ein Film, den ich mir immer mal hatte ansehen wollen. Nur Geld wollte ich dafür nicht so wirklich bezahlen. Ich wusste schließlich schon vorher, dass ich den Film im besten Falle unfreiwillig komisch finden würde, und meine Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Als Komödie taugt er, aber als erstzunehmende Version des ursprünglichen Stoffes nicht wirklich.

Tag 9: *Trouble in Paradise*

(05.03.2006, Sonntag)

Bei jedem Urlaub gibt es mindestens einen Tag, an dem absolut alles schief geht. Und heute war einer davon. An diesem lauschigen Sonntagmorgen in Florenz wurden wir durch lautes Rumpeln geweckt. Die beiden Irinnen waren dabei, ihre Sachen zusammenzusuchen, um sich in die nächste Stadt aufzumachen. Als sie schließlich herausgepoltert waren und sich der wunderbare Heizlüfter endlich ausgeschaltet hatte, stolperte auch Eva aus ihrem Bett und schlurfte verschlafen zum Frühstück, während ich mich entschied, das Frühstück (wieder) ausfallen zu lassen und stattdessen eine halbe Stunde länger zu dösen.

Als Eva dann wieder da war und ich mich tatsächlich auch aus dem Bett gerollt hatte, machten wir uns gähnend auf den Weg zur Galleria dell'Accademia. Dummerweise war Florenz an diesem Tag nicht nur so verschlafen wie eine deutsche Kleinstadt (es war ja Sonntag), sondern auch in etwa so verregnet. Eine äußerst ungünstige Situation, wenn man sich erst wieder seinen Weg suchen musste. So wie wir. Und einige andere ahnungslose Touristen, die aber wenigstens Schirme oder Regenmäntel dabei hatten.

Irgendwie schafften wir es dann doch, den unscheinbaren Eingang an einem Riesengebäude zu finden, und dieses Mal

durften wir beim Durchleuchten sogar unsere tropfenden Jacken anbehalten. Die Schlange bot ein interessantes Bild. Alle tropften und schnieften und sahen so aus, als wollten sie überall sein (vorzugsweise in einem warmen und trockenen Bett), nur nicht in der Galleria. Ich wette, ich sah auch nicht anders aus.

Die (auch hier verbilligte) Eintrittskarte in der Hand machten wir uns also auf, die Wunder eines weiteren Kunstmuseums zu erkunden. Diese bestanden im konkreten Fall aus noch mehr Mariendarstellungen aus dem Mittelalter mit Goldhintergrund (der übermüdete Zustand und die Überdosis vom Vortag dämpften meine Begeisterung) und einigen Statuen, wie der vom *Raub der Sabinerinnen*, der auf Englisch aus irgendeinem Grund *The Rape of the Sabine Women* heißt. Alles eigentlich relativ unspektakulär, zumindest bis wir zum Michelangelo-Saal kamen, in dem neben dem berühmten (und beeindruckenden) David noch eine Reihe weiterer höchstens halbvollendeter Kolosse für das Grab von Julius II standen.

Nachdem wir den David von allen Seiten und in beweglicher 3D-Grafik gesehen hatten, machten wir uns auf, den Rest des Museums zu erkunden und – trafen auf einen Saal voller Modelle für andere Statuen: keine wirklich beeindruckend,



trocknen, und ich holte meinen Schlaf nach.

So gegen Mittag klarte es dann auch tatsächlich auf, und wir machten uns erneut auf den Weg zum Duomo, den wir inzwischen ja schon gut genug kannten. Und siehe da, er war tatsächlich geöffnet und man musste noch nicht einmal Eintritt bezahlen. Überhaupt fand ich den Duomo nicht nur von außen beeindruckend, sondern auch von innen. Er war mir sogar um einiges lieber als der Petersdom, der mir um ehrlich zu sein zu überladen war. Im Duomo war alles schlichter und dadurch wirkte der Raum viel größer und die Linien kamen besser zur Geltung. Allerdings gab es deshalb auch nicht so viel zu erkunden, und nach einem Abstecher zum Grab von Brunelleschi (und dem geschickt davor platzierten Museumsshop), waren wir auch schon fertig mit der Besichtigung.

Und ich hatte Hunger. Das war der Anfang der Misere. Es war nämlich schon kurz vor drei, und um diese Uhrzeit an einem Sonntag etwas (für Vegetarier) Essbares zu finden ist praktisch unmöglich. In einem Restaurant hatte man uns freundlich darauf hingewiesen, dass man um drei schließe und wir deshalb gefälligst verschwinden sollten. Und die anderen hatten geschlossen. Oder waren zu teuer. Oder hatten nichts für mich im Angebot.

Nach einer Viertelstunde des Umherirrens fing Eva schließlich an zu quengeln, dass sie nicht mehr herumlaufen wollte und ich gab schließlich schweren Herzens und knurrenden Magens nach. Meine Laune war dementsprechend sonnig, sodass Eva sich mit einem Buch in den Garten zurückzog, sobald wir zurück waren, und ich mich ins Bett verkroch und alles in meiner Umgebung finster anstierte. Das aber erst, nachdem Eva dem Ganzen noch eins draufgesetzt hatte, indem sie dem Portier auf seine Nachfrage hin sagte, dass wir am nächsten Tag abreisen würden, ohne mich vorher darüber zu

keine wirklich schön und keine wirklich groß. Und wie es sich herausstellte, war das der „Rest“ des Museums, denn die anderen Teile wurden gerade renoviert. Außer dem Teil für die Musikinstrumente, in den wir uns zwischenzeitlich schon verirrt hatten, und der zwar einige Kuriositäten beinhaltete aber ansonsten eher langweilig war. Mit dem Museumsshop fange ich an dieser Stelle besser gar nicht erst an, das Stichwort „David“ genügt eigentlich, um ihn zu beschreiben.

Nach dem Museum wollten wir dann auch eigentlich in den Duomo, der, wie wir zu unserem Leidwesen feststellen mussten, erst um kurz vor eins öffnen würde, es war ja Sonntag. Am Tor hatte sich lediglich eine Reihe von Touristen vor dem Regen verkrochen, eine Taktik, die wir auch gleich anwendeten, in der Hoffnung, dass es vielleicht ein wenig trockener werden würde. Wurde es aber nicht. Also kehrten wir schweren Herzens und klatschnass zum Ostello zurück, hauptsächlich um zu



bekommen. Mein Gehirn hat nach dem Namen Betty-Sue (ich hätte nicht gedacht, dass Leute ihre Kinder wirklich so nennen) und „from Massachusetts“ (Was sollte ich denn mit der Information?) auf Durchzug geschaltet. Ich erinnere mich nur noch dunkel an die Worte „college“ und „Greece“.

Trotzdem ließen die beiden mir keine Ruhe. Und nein, es lag nicht daran, dass sie so unglaublich faszinierend gewesen wären, sondern eher daran, dass sie ständig an meinem Bett vorbei zum Bad liefen, entweder um zu duschen (drei Mal am Tag pro Person), sich zu schminken (auch drei Mal), zu föhnen (jedes Mal zwischen schminken und duschen), das Glätteisen zu benutzen und so weiter und so fort. Ich war unglaublich froh, als sie ihre Sachen einschlossen (und mehrfach kontrollierten, ob der Schrank auch wirklich zu war) und hinausstöckelten. Dabei warfen sie mir immer wieder ängstliche Blicke zu, als würde ich ihnen das Shampoo und die Unterwäsche klauen und sie über das Internet an Perverse verkaufen. Oder vielleicht auch den Föhn, was für sie sicher dem Ende der Welt gleichgekommen wäre.

Am späten Nachmittag hatte ich mich endlich abgekühlt und Eva steckte vorsichtig den Kopf zur Tür herein, weil es ihr auf der Bank wohl doch etwas unbequem geworden war. Und da sie inzwischen auch Hunger hatte und mein Magen sich anhörte wie ein brüllender Löwe, beschlossen wir, noch mal ein Restaurant zu suchen. Nach fast einer Woche ohne vernünftige Mahlzeit war es auch mal wieder an der Zeit.

Wir landeten schließlich in einem chinesischen Restaurant am Bahnhof, das einigermaßen billig war. Dummerweise konnte die Bedienung kein Englisch, aber da wir wohl wie Kunden wirkten (wohl wegen meines Magens) bekamen wir einen Tisch zugeteilt. Die Speisekarte war dann glücklicherweise in vier Sprachen, von denen ich zwei mehr oder weniger gut be-

informieren. Dabei hatten wir eigentlich geplant, einen Tag länger zu bleiben.

Meine Laune war also schon auf dem absoluten Tiefpunkt angekommen, bevor ich meine neuen Zimmergenossinnen kennen lernen durfte. Und was soll ich sagen, es war Liebe auf den ersten Blick. Sie kamen zur Tür herein und ich wusste, dass sie Amerikanerinnen waren. Als ich ihnen das später mitteilte, waren beide ziemlich überrascht. Ich frage mich, ob das immer so ist, denn eigentlich finde ich amerikanische Touristen eher auffällig. Und es würde mich auch nicht wundern, wenn mich jemand eindeutig als Deutsche identifizieren würde. Aber die beiden waren überrascht. Vielleicht hatten sie ja versucht, besonders dezent zu sein. Natürlich mussten sie sich auch gleich vorstellen, wir würden ja schließlich ein paar Stunden miteinander verbringen, aber davon habe ich eher wenig mit-

herrsche (Englisch und Japanisch) und mit Fingerzeig konnte ich der vermutlich chinesischen Bedienung klar machen, dass ich gerne Tofu in scharfer Soße hätte, zusammen mit einer Schale 白米 (für uns stinknormaler Reis, aber es gab noch etwa zwölf andere Varianten). Eva hatte sich auf Gutdünken für das frittierte Hähnchen in Zitronensoße entschieden, oder

etwas in der Art.

Chinesisches Essen in Italien ist definitiv ein Erlebnis, die Speisekarte sieht nämlich völlig anders aus, als bei uns, und das Essen schmeckt auch anders. Im Fernsehen lief dazu irgendein Championsleague-Spiel, untermalt von japanischen Schlagern. Insgesamt wirkte es doch alles etwas bizarr.



Tag 10: Trenitalia, Klappe die Zweite

(06.03.2006, Montag)

Montagsmorgen waren wir immer noch viel zu müde, hauptsächlich deshalb, weil wir in der Nacht nicht hatten schlafen können. Und dieses Mal lag es nicht an der laufenden Lüftung, an die hatten wir uns schon irgendwie gewöhnt, sondern an unseren liebebreizenden Zimmergenossinnen. Die waren nämlich zurückgekommen, als wir schon längst im Bett lagen und uns auf eine ruhige Nacht freuten. Und natürlich mussten beide erst einmal duschen, so laut wie möglich mit Türen knallen und das Licht anschalten. Nach mindestens einer halben Stunde Rumgewühle und –geklappere lagen sie endlich im Bett und entschieden sich, noch ein Buch zu lesen. Nur schien mir dabei ihre Lampe direkt ins Gesicht. Ich kann also nicht genug betonen, wie sehr ich mich auf die Abreise freute. Noch eine Nacht mit ihnen und ich hätte jemanden umgebracht. Von dem Gedanken, mich wieder mit der Trenitalia auseinandersetzen zu müssen war ich dagegen weniger begeistert. Und meine Erwartungen an die italienische Bahn wurden nicht enttäuscht.

Da wir nicht wussten, wann der nächste Zug abfahren würde, stellten wir uns am Informationsschalter an. Als war dann an die Reihe kamen, erfuhren wir von der überraschenderweise

freundlichen und der englischen Sprache mächtigen Angestellten, dass der letzte Zug direkt nach Padua gerade abfahren war. Sie suchte uns dann aber eine Verbindung heraus, mit der wir auch bald würden fahren können, wir mussten nur in Bologna umsteigen und uns für den Zug dahin Sitzplätze reservieren – beim miesgelauntesten Angestellten des ganzen Bahnhofs. Als wir vorm Schalter standen musterte er uns erst einmal ausdruckslos, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass er uns geradewegs in die Hölle wünschte. Und beabsichtigte, uns bei dem Weg dahin behilflich zu sein. Als Eva ihm dann auf Englisch zu verstehen gab, dass wir Plätze für den ICplus reservieren wollten, grunzte er nur kurz. Wir deuteten das als Nicht-Verstehen. Also zeigt Eva ihm einfach den Zettel, den man uns kurz vorher gegeben hatte, und sagte irgendwas in Richtung „due...“. Der Mann gab ein etwas helleres Grunzen von sich und tippte etwas in seinen Computer, druckte es aus und gab es Eva. Sie war schon am Gehen, als ich mir das noch mal ansah und feststellte, dass er nur *einen* Platz reserviert hatte. Als wir kehrtmachten, schien er noch missmutiger zu werden und druckte nach kurzem Meckern unsererseits doch noch eine Reservierung für mich aus. So weit, so gut.

Da wir noch ein paar Minuten hatten (unser Zug hatte zehn Minuten Verspätung), setzten wir uns in den Wartesaal. Dazu muss ich sagen, dass man in Wartesälen der Trenitalia immer auffällig viele Nonnen trifft, die fröhlich miteinander plaudern. Die Nonnen kamen und gingen und wir saßen und saßen, bis unser Zug schließlich mit vierzig Minuten Verspätung einfuhr.

So schnell wie es ging hasteten wir zum entsprechenden Gleis und kletterten in den Zug. Dort kramten wir unsere Platzkarten heraus – nur um festzustellen, dass unsere Plätze noch nicht einmal im selben Wagen waren. Gut, man(n) hätte sich auch nicht so leicht denken können, dass wir zusammengehörten. Wir klebten ja nur zusammen, als wir danach fragten. Vollkommen entnervt machten wir uns auf die Suche nach einem Abteil, in dem noch Platz für zwei war, bis wir schließlich bei einem ankamen. Wir fragten nach: „Still free?“

Verwirrtes Geblinzel.

„Is somebody sitting there?“

Wir bekamen schließlich aus unseren widerwilligen Gesprächspartnern heraus, dass wohl noch niemand seinen Anspruch auf die zwei Plätze angemeldet hatte, dass das aber durchaus noch passieren könnte. Und es war mehr als klar, dass wir in diesem Abteil nicht erwünscht waren. Dummerweise gab es keine anderen freien Plätze, also setzten wir uns. Und es verschaffte mir Genugtuung, dass niemand mehr kam, um einen der beiden Plätze zu beanspruchen. Unsere Mitreisenden hatten wohl auch resigniert. Und weil die Trenitalia mich jetzt einmal zu oft genervt hatte, inspirierte sie mich zu einem kleinen Gedicht:

Ist Pünktlichkeit dir ganz egal?

Suchst du sehr schlechtes Personal?

Hast du nichts gegen Abenteuer?

Ist Ordnung dir nicht ganz geheuer?

Dann sag ich dir, und das ganz klar:

Fahr mit der Trenitalia!

An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass ich in entnervtem Zustand besonders kreativ bin, was das Schreiben von Satiren oder etwas Humorvollem anbelangt.

Der Rest der Fahrt nach Padua verlief relativ ruhig. In Bologna suchten wir erst das angegebene Gleis ohne zu bemerken, dass wir schon draufstanden und der Zug war zuerst etwas überfüllt, aber nach der Hälfte der Strecke, die ich gegenüber eines anderen Rucksacktouristen mit Aufnahmern australischer Tierparks und einem englischen Taschenbuch verbrachte, bekamen wir recht gute Plätze ohne nervige Mitfahrende.

In Padua wollten wir dann als erstes eine Unterkunft suchen. Ich hatte schon in meinem Reiseführer nachgesehen und die Jugendherberge schien die beste Alternative zu sein. Zur Sicherheit wollten wir aber noch mal an der Touristeninformation nachfragen. Zu unserem Leidwesen wurde der Bahnhof gerade renoviert. Im Zuge eines Programms, um italienische Bahnhöfe ansprechender zu gestalten, glaube ich. Dabei hat die an sozialistische Betonbauten angelehnte Architektur auch einen gewissen Charme, so wie Fabrikrüden und verrostete Autos.

Ich schlug also vor, in die Innenstadt zu gehen. Eva stimmte zu, marschierte aber in eine vollkommen andere Richtung. Schulterzuckend folgte ich einfach, sie würde ja schon wissen, was sie da tat. Wie sich herausstellte tat sie das aber nicht und wir mussten uns wieder zurück zum Bahnhof schleppen, wo wie nach einigem hin und her dann auch die Ersatztouris-

teninformation fanden, die es auch nicht besser wusste. Also machten wir uns auf den Weg zur Jugendherberge.

Die lag nur leider am anderen Ende der Innenstadt, was schon ohne Gepäck ein Marsch von zwanzig Minuten ist. Mit Gepäck dauerte es natürlich entsprechend länger, besonders, da ich immer wieder pausieren musste. Also marschierten wir unter den erstaunten Blicken der Bewohner gen Süden, vorbei an diversen bizarren Geschäften (zum Beispiel einem Disney-Store) und über zwei Flussarme, bis wir schließlich an der Jugendherberge ankamen. Die war nur dummerweise noch geschlossen, wir klingelten aber trotzdem und konnten wenigstens unser Gepäck unterstellen. Sie würden erst gegen 16⁰⁰ Uhr öffnen. Immerhin waren wir jetzt einige Kilo leichter und entsprechend beschwingt gingen wir zurück an die Stelle, an der wir einen Dönerladen passiert hatten.

Ich bekam dort auch tatsächlich meinen geliebten Falafel, auch wenn sich das Bestellen als etwas schwierig erwies, da der Verkäufer weder Deutsch noch Englisch konnte und wir kein Italienisch. Ich stellte allerdings relativ schnell fest, dass mein Italienisch besser war, als ich dachte. Als ich ihn nämlich mit „senza carne“ unterbrach, damit er mir kein Fleisch dazu tat, hat er es tatsächlich verstanden. Nur an meinem „con pikante“ hat er etwas gezweifelt, vermutlich, weil ich einfach nicht so aussah, als könnte ich es vertragen. Eva musste ihm zum Schluss noch ein paar Wörter in Deutsch und Englisch übersetzen und ich konnte mich endlich an mein Frühstück/Mittagessen machen.


Die Zeit, die wir totzuschlagen hatten, setzten wir uns in die Mitte eines großen Platzes, des Prato. Ich erinnere mich nicht mehr an wirklich viel, außer dass ich die ganze Zeit Franz Ferdinand hörte und Eva spielt Sudoku. Sobald es an der Zeit war gingen wir zurück und bekamen von dem immer schlecht gelaunten

Rezeptionisten ein Zimmer zugeteilt. Wir mussten nur noch das Geld bezahlen, und dabei mussten wir noch nicht einmal einen Jugendherbergsausweis vorzeigen oder beantragen, wie eigentlich dick, fett und in fünf Sprachen über seinem Kopf an der Wand stand. Auch gut, denn schließlich hatten wir keinen.

Wir schnappten uns schnell unsere Rucksäcke, die Bettwäsche hatten wir schon bekommen, und machten uns auf die Suche nach unserem Zimmer, das, wie wir feststellten, nicht einmal zu verschließen war. Dabei hatten wir einen Schlüssel bekommen, wir wussten nur nicht so recht wofür.

Da wir beide schon ziemlich fertig waren, wir hatten ja in der Nacht nicht wirklich unsere Ruhe gehabt, und da wir auch keine Lust hatten, uns großartig zu bewegen, legten wir uns ein wenig hin. Wir waren gerade am Dösen, als unsere neue Mitbewohnerin reingeplatzt kam. Nach einigem hin und her auf Englisch und Italienisch stellten wir schließlich fest, dass wir alle aus Deutschland kamen, was die Kommunikation erheblich erleichterte. Noch positiver überrascht waren wir, als wir feststellten, dass Maria sich tatsächlich auf Italienisch verständigen konnte und in Padua eine Wohnung suchte um zu studieren. Außerdem wusste sie, wen sie nach einem Supermarkt fragen musste: den stoischen Rezeptionisten.

Und der Supermarkt lag auch nur ein paar Minuten von der Herberge entfernt, vorbei an einer Kirche und über eine Kreuzung. Ich denke mich da mal wieder mit etwas Süßem ein, kaufte aber auch einen Laib Brot und etwas Käse. Wieder zurück auf unserem Zimmer setzten wir und zu dritt auf Evas Bett und teilten unser Essen. Käse und Joghurt wurden danach in den „Kühlschrank“ getan (eine vors Fenster gehängte Plastiktüte). Danach unterhielten wir uns bis spät in die Nacht, unter anderem über nervtötende Mitbewohner, bis unsere Nachbarin sich über den Lärm beschwerte.



Tag 11: Schnitzeljagd

(07.03.2006, Dienstag)

Für den Dienstag hatten Eva und ich den ersten Tag in Venedig eingeplant, das ja nur etwa vierzig Minuten mit dem Zug entfernt lag. Geweckt wurden wir zu einer leider vollkommen unchristlichen Zeit vom Niesen aus dem Nachbarzimmer. Maria und Eva machten sich auf zum Frühstück, das ich mir lieber (er) sparen wollte, und um kurz nach neun verließen wir dann gezwungenermaßen die Jugendherberge, die erst wieder am Nachmittag öffnen würde, und trabten zum Bahnhof. Die Paduaner sahen an diesem Tag auch nicht netter aus als am vorherigen.

Der nächste Zug nach Venedig fuhr innerhalb weniger Minuten vollgestopft mit Pendlern ab, unter anderem mit einer jungen Frau, die in den falschesten Tönen Lieder von Alanis Morissette sang. Ich konnte aber trotzdem nicht anders, als mich auf den Tag zu freuen. Der Himmel war strahlend blau und es war fast schon warm. Im Vorbeifahren konnte man schneebedeckte Bergkuppen sehen, bis wir dann in die Lagune fuhren, die einen komplett anderen Eindruck erweckte, als das Mittelmeer auf der anderen Seite: türkisblau und ruhig im Gegensatz zu stürmendem Dunkelblau.

Der Bahnhof Santa Lucia war, wie sollte es auch anders sein, ein absolutes Prachtbeispiel italienischer Bahnhofsarchitek-

tur, ein in den Sechzigern vermutlich futuristisch anmutender Betonklotz mit dem Charme ostdeutscher Plattenbauten. Direkt vorm Eingang erstreckte sich dann (zum Glück) schon der Canale Grande. Da der Stadtplan von Venedig, den ich in meinem Reiseführer hatte, nicht besonders gut war, beschloßen wir, an der Touristeninformation nach einem anderen zu fragen, bekamen aber zu verstehen, dass wir dafür zwei Euro bezahlen sollten. Und das fragliche Stück war nur ein mickriger Papierplan, der innerhalb weniger Stunden in atomare Bestandteile zerfallen würde. Nein danke, es musste auch so gehen.

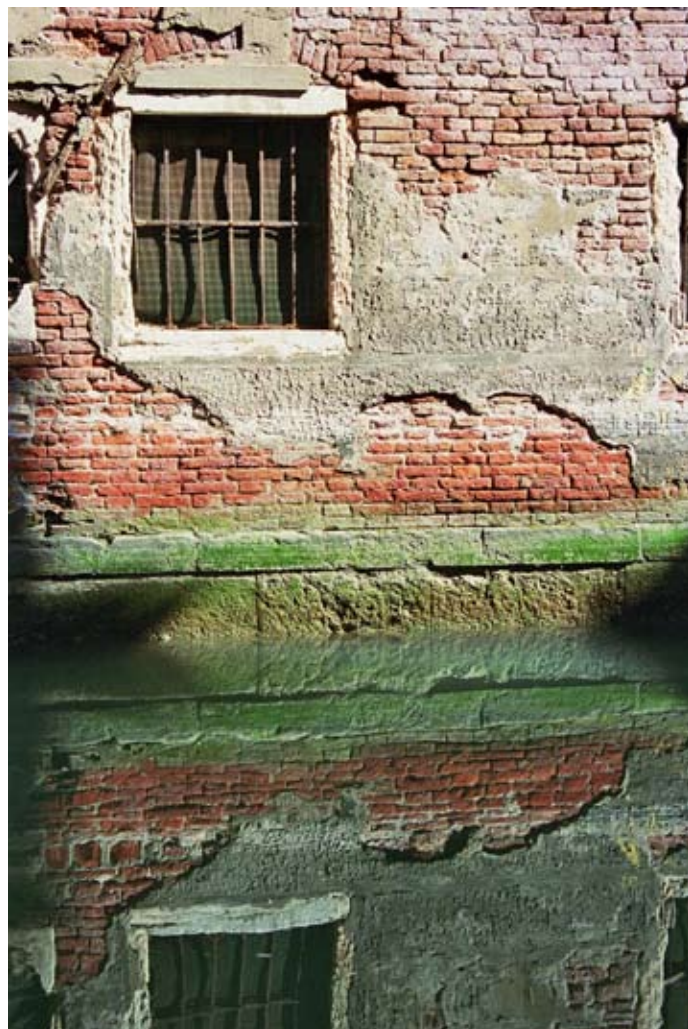
Und siehe da, gleich auf der anderen Seite des Canale Grande gab es den ersten Wegweiser. Wir wollten nur zur Rialto-Brücke und zur Piazza San Marco, und tatsächlich schienen beide auch noch in derselben Richtung zu liegen.

Zu unserem Leidwesen mussten Eva und ich dann aber feststellen, dass Venedig erstaunlich viel Ähnlichkeit mit einem Labyrinth besaß, und vermutlich ebenso viele Sackgassen. Die Wegweiser erwiesen sich auch als leicht irreführend, da sie öfter in zwei Richtungen für ein Ziel zeigten, gar nicht vorhanden waren oder hinter irgendwelchen anderen Schildern ver-

steckt angebracht waren. Und manchmal war auch nicht ganz klar, auf welche von zwei Straßen sie nun zeigten. Außerdem bekamen wir den leisen Verdacht, dass sie einen dazu bringen sollten, an sämtlichen Souvenirläden der Stadt vorbeizulaufen und womöglich noch etwas zu kaufen.

Nur leider besteht Venedig praktisch nur aus Souvenirläden der schlimmsten Sorte. Es wäre ja nicht besonders schlimm hin und wieder mal einem Geschäft für Murano-Glas oder Karnevalsmasken zu begegnen, allerdings machen diese beiden zusammen etwa 66% der gesamten Ladenfläche aus. Der Rest besteht wohl nur aus Restaurants, Imbissen und Gelaterias. Es ist also nicht unbedingt eine Seltenheit, zwei Läden für Murano-Glas nebeneinander zu finden, die auch noch fast dasselbe hinter ihren Fenster stehen haben. Einige dieser Exponate waren dann auch noch wirklich sonderbar, zum Beispiel diverse Phallussymbole aus fleischfarbenem Glas, sodass ich ernsthaft begann, am Intellekt eines durchschnittlichen Venedigbesuchers zu zweifeln. Und wenn schon nicht am Intellekt, dann doch wenigstens am Geschmack.

Wir erreichten schließlich nach ungefähr einer halben Stunde des Umherirrens und des „Da! Ein Schild!“-Rufens die Rialto-Brücke, ohne dass wir uns ernsthafte Verletzungen zugezogen hätten. Das ist wirklich nicht so leicht wie es klingt, denn die durchschnittliche venezianische Straße ist ungefähr zwei (normalgewichtige) Menschen breit, es gibt also keinen



Ausweichraum, wenn einem jemand entgegen kommt. Und das ist nicht unbedingt selten, denn es gibt ja händchenhaltende Pärchen (allesamt Touristen, Einheimische würden nie aus so eine dämliche Idee kommen), die Karrenschieber, die die Läden versorgen, bissige (na ja, bellende) Hündchen und Hobbymusikanten, die mit ihren Cellos, Tuben und allerlei anderen merkwürdigen Instrumenten von einem Ort zum anderen müssen. In solchen Fällen bleibt einem dann nur noch, sich an die nächste Wand zu pressen und den Bauch einzuziehen.

Der Blick entschädigte uns dann aber vollkommen. Venedig ist eine schöne Stadt. Daran gibt es keinen Zweifel. Und ich musste natürlich erst einmal einen Film vollschießen und einen neuen einlegen. Der Kanal war auch voller unbenutzter Gondeln, die vor sich hin schwankten, während ihre Besitzer dem Wetter entsprechend in dicke Pullis gekleidet miteinander tratschten. Das leicht kühle Wetter animierte offenbar





niemanden dazu, sich der Gefahr eines unfreiwilligen Bades auszusetzen. Wir selber ließen die obligatorische Gondelfahrt aus wesentlich pragmatischeren Gründen aus: Sie hätte wesentlich mehr gekostet, als wir uns auch nur annähernd hätten leisten können.

Nach der Rialto-Brücke setzten wir unsere Schildersuche fort und landeten schließlich auch da, wo wir hinwollten, auf dem Markusplatz. Es sah ganz so aus, als bekämen wir langsam Übung. Um mich etwas aufzuwärmen versuchte ich mich an dem in unseren Breiten immer mit Misserfolg gekrönten Sport des Taubentretens, eine Idee, die sich als nicht ganz so gut herausstellte, denn ich traf wirklich, zum vermutlich ersten Mal in meinem Leben. Und das war ja nun ganz und gar unbeabsichtigt.

Dazu muss ich sagen, dass es auf dem ganzen Platz etwa zwanzigmal so viele Tauben wie Menschen gibt; man kommt sich also ein bisschen so vor, als müsste man durch ein Meer von Tauben waten, um von einer Seite zur anderen zu gelangen. Kein besonders beruhigender Gedanke in Zeiten der Vogelgrippe. Einige Tiere sahen auch nicht gerade so aus, als würden sie noch lange durchhalten, beziehungsweise lagen schon tot irgendwo herum.

Hinzu kommt, dass es offenbar eine Art Tradition ist, die Tauben zu füttern. Man kann sogar spezielles Taubenfutter kaufen. Das macht die Tiere natürlich nicht unbedingt

gesünder sondern eher fettleibig und außerdem auch um einiges zutraulicher. Und obwohl es seine Reize haben kann, eine Taube auf dem Arm sitzen zu haben, die hysterischen Schreie einer Touristin, die die putzigen Tierchen füttern wollte, bleiben mir noch heute in Erinnerung. Die Tauben hatten nämlich offenbar den Eindruck, dass ihre Lockenfrisur wesentlich bequemer sein würde als ihr Arm, und vertreiben ließen sie sich auch nicht so recht.

Da wir für den Rest des Tages nichts anderes geplant hatten, beschlossen wir, etwas durch die Stadt zu laufen und etwas Essbarem zu suchen. Bei meinen Ansprüchen dauerte das natürlich etwas länger. Nachdem wir wieder am Canale Grande entlang zurücktaperten fanden wir einen Laden, der nach dem System einer Kantine funktionierte und über unfreundliches Personal verfügt, der aber dafür wenigstens Tagliatelle mit Pilzen verkaufte.



Den Rest des frühen Nachmittags verbrachten wir damit, ziellos durch die Kanäle und Straßen zu wandern und dabei die himmlische Ruhe zu genießen, die anderen Städten wegen der Autos einfach fehlt. Und ich habe mir das beste Pistazieneis gekauft, das ich seit Jahren gegessen habe. Italienische Eisdiele haben nämlich ganzjährig geöffnet. Und zumindest dieses Eis schmeckte auch um einiges besser.

Als wir dann zurück in Padua waren stellten wir auch fest, dass wir eine neue Zimmergenossin hatten. Maria Eloisa aus Brasilien hatte nämlich genug von der verrückten Jugoslawin im Nachbarzimmer gehabt und deswegen einen Zimmerwechsel beantragt. Ihr war wohl von Anfang an klar, dass sie mit uns mehr Glück hatte. Und so machten wir alle aus, am nächsten Tag zusammen nach Venedig zu fahren.

Tag 12: Unterwegs mit Freunden

(08.03.2006, Mittwoch)

Wie am Vortag ausgemacht, fuhren wir dieses Mal zu viert nach Venedig. Eloisa hatte noch etwas vor und so verabredeten wir uns am Bahnsteig, wo wir uns nach einigem Hin und Her tatsächlich trafen. Der Tag war mindestens so schön wie der letzte, wenn auch um einige Grad kälter, und dieses Mal wollten wir uns die Markusbasilika ansehen. Auf dem Weg dahin folgten wir den halb sichtbaren Wegweisern so gut es eben ging. Doch mindestens zwei von uns hinkten immer etwas hinterher, entweder, weil man gerade etwas Interessantes in der Auslage einer Bäckerei entdeckt hatte, etwas interessant auf einem Foto aussehen würde, oder auch weil man vor lauter Gequatsche die Motorik vernachlässigt hatte.

Irgendwann kamen wir dann trotzdem halb unterkühlt am Markusplatz an, der trotz der bitteren Kälte voller Menschen war. Wir wollten eigentlich nun ganz gerne in die Kirche, ich wurde allerdings nicht hereingelassen, da ich als einzige einen Rucksack dabei hatte. Die waren nämlich verboten, im Gegensatz zu großen Umhängetaschen, warum auch immer. Die Abgabe für Rucksäcke und so weiter befand sich aber nicht in der Kirche an sich, sondern in einer Seitenstraße ganz versteckt, sodass man erst einmal genauer hinschauen musste, um sie zu fin-

den. Wenigstens musste man nichts bezahlen. Und Umhängetaschen durfte man nicht dalassen, selbst wenn man wollte.

Die Markusbasilika war den ganzen Schwachsinn aber glücklicherweise Wert, auch wenn das Gold mit etwas mehr Sonnenlicht wahrscheinlich besser zur Geltung gekommen wäre. Die byzantinisch angehauchten Wandmalereien waren auch im Dämmerlicht beachtenswert. Hier zahlte es sich auch aus, dass wir zu viert gekommen waren, denn die beiden anderen erzählten Eva und mir mehr, als die meisten Stadtführer es getan hätten. Eloisa, die etwas in Richtung Bauingenieurwesen studiert hatte, erklärte, wieso der Boden so aussah, als wäre er in einer schwingenden Bewegung erstarrt, und wieso die Kirche trotzdem noch stand, während Maria, die Kunstgeschichtsstudentin, die Bilder an den Wänden nach Epochen einordnen konnte. Und das Ganze mit anderen italienischen und orthodoxen Kirchen verglich.

Nach der Besichtigung sahen wir uns wieder ungeordnet die Stadt an, bis wir zurück mussten. Dabei erfuhren wir von Eloisa, wofür die Bauarbeiten am Anlegeplatz des Markusplatzes gut waren und dass man sich beim einzigen McDonald's in Venedig besser nicht für die Toilette anstellt, wenn man nicht eine

halbe Stunde warten möchte. Außerdem unterhielten wir uns über Gott und die Welt (wobei Gott relativ kurz kam). Zum Beispiel darüber, dass alle meinen, „Maria“ sei ein für ihre Heimat typischer Name, ob nun in Brasilien oder Deutschland, und dass es vermutlich einfach ein Allerweltsname ist.

Der Aufenthalt in Venedig war dann aber erheblich kürzer als am Vortag, denn als ich meine Zehen kaum noch spüren konnte, wurde es mir doch zu bunt, und die anderen sahen es ähnlich. Also gingen wir zähneklappernd zurück zum Bahnhof und ich verabschiedete mich doch leicht wehmütig von Venedig. Auch wenn ich eigentlich das Gefühl hatte, alles gesehen zu haben, ein bisschen mehr Zeit hätte ich doch gerne gehabt.

Den Rest des Tages verbrachten wir dann mit einem Ab-

stecher in den Supermarkt, in dem mich die Kassiererin völlig durcheinander brachte, indem sie Deutsch redete, und ich es erst nicht einordnen konnte. Als Eva und Eloisa dann schlafen wollten, setzten sich Maria und ich in den Gemeinschaftsraum, um ein Championsleague-Spiel zu sehen. Außer uns saßen nur Männer mit im Raum, von denen natürlich keiner Englisch konnte, und Maria unterhielt sich angeregt mit einem Karate-Lehrer. Der hätte sich auch gerne mit mir unterhalten, nachdem er herausgefunden hatte, dass ich Japanologie studiere, aber die Sprachbarriere stellt doch ein etwas größeres Problem dar, wenn man sich tiefgehender mit Kampfsportästhetik auseinandersetzen möchte.

Tag 13: Langeweile und abgefrorene Gliedmaßen

(09.03.2006, Donnerstag)

Den Donnerstag hatten wir uns schließlich für eine nähere Besichtigung von Padua freigehalten. Leider stellten wir ziemlich schnell fest, dass es in Padua nicht wirklich viel zu sehen gab. Die erste Zeit begleitete uns Maria noch, die mit uns ins Ghetto ging und dort einen Laden suchte, ihn aber am Ende doch nicht fand, und das, obwohl wir an jeder Straße ungefähr drei Mal vorbeingingen. Die drei Stoffläden in einem einzigen Gässchen fanden wir aber doch. Und das war auch schon das Highlight.

Nachdem wir eine Stunde durch die Gegend geirrt waren, fanden wir schließlich den wohl interessantesten Ort ganz Paduas: den Laden für ausländische Bücher. Und er war nicht nur groß und ziemlich gut bestückt, er war vor allem warm, im Gegensatz zum Rest der Stadt. Also blieben wir bis Mittag dort, und als Maria sich in Richtung Universität aufmachte, hatte ich alle Bücher schon mindestens drei Mal gesehen und Eva sich endlich für eines entschieden. Bill Brysons *Neither here nor there*, eine sehr passende Lektüre für Rucksacktouristen in Europa. Und so machten wir uns weiter auf die Suche nach interessanten Sehenswürdigkeiten.

Wie wir eigentlich hätten vorausahnen können, blieb sie

erfolglos. Wir besichtigten eine Kirche mit irgendwelchen Reliquien, die mir nicht mehr im Gedächtnis bleiben konnten, nachdem ich schon diverse andere hatte bewundern dürfen. Und für einen Protestanten sind katholische Heilige sowieso ein Buch mit sieben Siegeln. Vor besagter Kirche, die wohl ziemlich berühmt ist, stand eine Bronzestatue von Donatello, ein Fakt, der uns nur deshalb bewusst war, weil Maria uns von ihr erzählt hatte, beschriftet war sie nämlich nicht. Ansonsten war der menschenleere Platz von Geschäften umringt, die irgendein religiöses Zeug verkauften, das sich mir leider ebenfalls nicht erschloss.

Es war also Mittag, und wir hatten immer noch einige Stunden totzuschlagen. Zu diesem Zweck suchten wir uns ein Café, da die Steinplatten und -bänke wirklich nur dann zu empfehlen waren, wenn man eine Erkältung bekommen wollte. Habe ich bereits den akuten Mangel an vernünftigen Cafés in Italien erwähnt? Immer wenn man sie mal braucht, findet man nur Stehcafés oder Imbisse. Es kam mir vor wie Stunden (vermutlich waren es auch welche), bis wir endlich in einer Seitenstraße fündig wurden. Wir setzten uns hin, und um höflich zu sein bestellte ich mit sogar „un caffè“, etwas, das ich lieber nicht

hätte tun sollen. „Un Caffé“ heißt übersetzt nämlich „Espresso“. Trotzdem nippte ich tapfer an dem Teufelszeug, eine echte Meisterleistung für jemanden, der sonst höchstens einen Latte Macchiato verträgt. Und das tat ich dann auch noch so langsam wie möglich. Eva hatte sich noch ein Thunfisch-Tramezzini (eine Art Sandwich-Verschnitt) gekauft, unsere Extremitäten tauten gerade auf, als die Bedienung uns freundlich darauf hinwies, doch bitte die Plätze freizumachen. Wir saßen auch tatsächlich schon wesentlich länger dort als alle anderen. Mein Fazit: Italienische Cafés sind nicht zu empfehlen.

Womit genau wir den Rest der Zeit in die Flucht schlugen ist mir nicht mehr im Gedächtnis geblieben. Ich erinnere mich bloß noch daran, dass ich an diesem Tag geschrieben und Eva

gelesen hatte, und dass wir ziellos durch die Stadt liefen. Letzteres war dabei wohl leichter als ersteres dank der Kälte, und ich war unendlich dankbar, als wir endlich in die Jugendherberge zurück konnten. Maria war inzwischen ausgezogen und Elisa schaute noch vorbei, um ihre Sachen abzuholen. Sie würde nämlich den nächsten Monat bei einer Familie in Deutschland bleiben und auf die Kinder aufpassen.

Den Abend verbrachten Eva und ich im Gemeinschaftsraum mit Fernsehen. Zuerst eine absolut lächerliche Sendung auf MTV, die ich zumindest noch lächerlicher fand als den italienischen Durchschnitt. Dann kam Fußball, wobei Eva und ich jedes Mal applaudierten, wenn Bayern München ein Tor kassierte. Die anderen Zuschauer verwirrten wir damit wohl ziemlich.



Tag 14: Am Arsch der Welt

(10.03.2006, Freitag)

Unser letzter Tag in Padua, und wir wussten nach der Lange-
weile am Vortag nicht mehr wirklich, was wir tun sollten. Also
beschlossen wir, unser Gepäck im Bahnhof zu lassen und mit
dem Zug irgendwo hinzufahren. Die Gepäckablage hatte sich
jedoch so geschickt versteckt, dass wir erst einmal ungefähr
zwanzig Minuten nach ihr suchen mussten. Und der Bahn-
hof in Padua ist nun wirklich nicht groß. Nachdem wir also
unser Gepäck losgeworden waren, erkundigte sich Eva nach
dem nächsten Zug nach Chioggia, einer kleinen Stadt am Mit-
telmeer, da sie unbedingt noch einmal das Meer sehen wollte.
Wir mussten in Rovigo umsteigen, mit einer Stunde Aufent-
halt. Ich war von vornherein ein bisschen skeptisch. Warum
wusste ich auch nicht so genau.

Aber wir stiegen trotzdem in den Zug und waren ziemlich
schnell in Rovigo. Da hörte es dann mit „schnell“ aber auch
schon auf. Und mit „bequem“ ebenfalls. Der Bahnhof bestand
nämlich nur aus einem Fotoautomaten und einer Wartehalle,
deren Tür nicht richtig schloss. Es war also nur minimal wär-
mer als draußen. Und noch dazu war einer der Wartenden of-
fenbar normalerweise Stammgast der psychiatrischen Abtei-
lung oder/und Penner. Er ließ sich auch von einem Mann,

der ihn schon kannte, nicht dazu bewegen, sich an einem
wärmeren Ort mit netten Psychopharmaka zuzudröhnen. Ich
verbrachte die Stunde damit, die Leere oder die anderen Rei-
senden anzustarren, während Eva in ihrem Buch las. Bis dann
schließlich der Zug nach Chioggia kam. Ich war schon von der
einen Stunde frieren total entnervt. Und dann sah ich den Zug.
Oder besser das, was als „Zug“ bezeichnet wurde, weil es auf
zwei Schienen fuhr. Ich könnte schwören, dass meine Augen-
brauen unweigerlich in die Höhe schossen, während ich das
Ding misstrauisch beäugte.

Ich hatte nämlich nur einmal zuvor etwas Ähnliches ge-
sehen. Und zwar im Teufelsmoor, da wo ich aufgewachsen war,
wo es früher eine Eisenbahnlinie gab, die heutzutage aller-
höchstens noch für den Tourismus genutzt wird und an den
meisten Stellen am Verrosteten ist. Da gibt es jedenfalls diese
eine Stelle, an der dann einfach mal der Wagen eines Bummel-
zuges steht und ebenfalls vor sich hinrostet.

Das Exemplar, das ich dann aber in Rovigo vor mir sah,
wurde offenbar mit äußerster Mühe vom Verrosteten bewahrt,
zumindest an den sichtbaren Stellen. Der „Zug“ bestand aus
einem Waggon mit Lokomotive, in dessen Mitte man ein-

steigen konnte. Außer uns waren schon eine Menge Italiener in dem Zügchen, und die meisten wirkten so, als würden sie lieber nicht ihr Ziel erreichen. Was auch immer das war. Die erste halbe Stunde verbrachten Eva und ich im Eingangsbereich, in dem es so ohrenbetäubend laut war, dass man das Gefühl hatte, der Zug würde wesentlich schneller fahren als erlaubt. Und vermutlich tat er das auch.

Als wir dann endlich einen Sitzplatz bekamen, landeten wir zwischen einer Gruppe Italienerinnen, die offensichtlich miteinander befreundet waren. Sie lasen billige Liebesromane, deren Schauplatz New York war. Man merkt sehr, dass mir langweilig war, schließlich las ich schon in einer Sprache mit, die ich gar nicht beherrschte. Oder sollte es mit Angst machen, dass ich die Hälfte verstand?

Als wir schließlich nach knapp einer Stunde endlich in Chioggia aus der Blechdose heraus konnten, war ich reichlich verstimmt. Ich wollte einfach nur zurück. Um genau zu sein wollte ich überall sein, nur nicht in Chioggia. Und Eva ging es da ähnlich, denn sie fand das Mittelmeer einfach nicht. Auch wenn sie immer wieder betonte, dass „es hier ja irgendwo sein müsste“. Es war aber nirgendwo. Und die Blechbüchse würde erst in zwei Stunden wiederkommen. Nachdem wir beide etwa zehn Minuten mit Schmollen verbracht hatten, machte Eva sich auf, weiterzusuchen. Dabei fiel ihr die Bushaltestelle gegenüber auf. Und eine nette Dame erklärte uns mithilfe des kryptischen Busfahrplans, dass in einigen Minuten ein Bus nach Padua kommen würde. Wir waren verständlicherweise begeistert, denn alles war besser, als noch einmal in dieses schrottreife Ding einzusteigen. Und der Bus war sogar neu. Und relativ pünktlich. Eigentlich hätten wir auch bezahlen müssen (beim Fahrer), aber dem waren wir herzlich egal. Irritiert setzten wir uns einfach hin. Ich hätte vorher wissen sollen,

dass italienische Busfahrer nicht zurückhaltender sein können als Italienische Autofahrer im Allgemeinen.

Der Bus fuhr relativ langsam los, doch ziemlich bald fuhr er auf eine Schnellstraße. Die führte dann übrigens auch über das Mittelmeer, das Eva so verzweifelt gesucht hatte, sodass wir trotzdem wenigstens noch einen Blick erhaschen konnten. Die Straße war allerdings meiner Meinung nach viel zu dünn, und die Leitplanke sah auch nicht so aus, als könnte sie ihren Zweck erfüllen. Dann klingelte etwas. Ein Handy. Keine große Überraschung. Es war das Handy des Busfahrers, der auch prompt abnahm und sich zehn Minuten lang angeregt mit dem Gesprächspartner am anderen Ende unterhielt. Während er mit einer Hand den Bus lenkte. Und der Bus immer gefährlicher hin und her eierte. Die ganze Zeit starrte ich auf die Leitplanke, um mich schon einmal geistig auf den Aufprall vorzubereiten. Ich kann gar nicht sagen, wie erleichtert ich war, als wir endlich wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Und noch mehr, als endlich der sonst so verhasste (da hässliche) Bahnhof von Padua vor uns auftauchte. Da war es auch schon vier Uhr.

Wir hatten also immer noch Zeit. Ich schlug vor, dass wir uns doch bei McDonald's etwas Essbares kaufen könnten, damit wir nicht die ganze Zeit stehen mussten. Eva war begeistert von der Aussicht auf Wärme und Essen. Also kaufte ich mir Pommes, Cola und Eis und Eva ein Menu. Wir setzten uns an einen Zweiertisch am Fenster, von dem aus wir den Bahnhof und die Passanten gut im Blick hatten. Ich ließ mir beim Essen Zeit (schließlich wollte ich sie totschielen) und beobachtete die anderen Restaurantgäste. Die Zahl nahm nämlich weiter zu, und erstaunlicherweise waren wir nach einiger Zeit praktisch die einzigen Weißen im ganzen Raum. Alle anderen waren mit ziemlicher Sicherheit Schwarzafrikaner. Etwas ähnlich

Merkwürdiges war mit zuletzt in einem Londoner McDonald's passiert, als sich unsere Gruppe an einen Tisch setzte, nur um festzustellen, dass in unserer Hälfte sonst nur Schwarze saßen, und in der anderen nur Weiße. Zufall oder nicht, als Tourist meint man immer, etwas verpasst zu haben.

Als es fünf war, hatte Eva schließlich schon eine halbe Stunde gejammert, dass sie keine Lust mehr hatte, bei McDonald's zu sitzen. Wir hatten noch eine Stunde zu warten und ich wurde vor eine schwierige Wahl gestellt: im Warmen sitzen

und Eva ertragen oder im Kalten stehen. Nach einer weiteren halben Stunde hatte sie mich schließlich weich geklopft und so verbrachten wir die letzte Stunde und fünfzehn Minuten am Bahnhof in der Kälte stehend. Warum Eva das lieber war würde ich wirklich gerne wissen.

Evas Onkel kam schließlich und nachdem er uns und unser Gepäck im Auto verstaut hatte (es stand im Halteverbot) begaben wir uns auf die lebensgefährliche Reise zu seinem Haus. Autofahren in Italien eben.

Tag 15: Ruhe

(11.03.2006, Samstag)

Evas Onkel ist ein netter älterer Herr mit drei Hunden. Zwei davon mussten draußen bleiben aber die Älteste (Whisky) durfte ins Haus und regierte über ihr kleines Reich. Uns inbegriffen. Wir wurden natürlich sofort fürs Streicheln und Kraulen eingestellt. Und natürlich bekamen die Hunde auch so ziemlich das beste Essen. Zumindest besseres als der anwesende Vegetarier. Ich verbrachte die Zeit, die ich nicht mit Kraulen zubrachte, nämlich mit zwei Beschäftigungen. Die erste war das beständige Erklären, dass Fleisch, Fisch und Geflügel *nicht* zum Speiseplan eines Vegetariers gehören, während Vegetarier durchaus Käse, Brot und Obst essen. Alles musste ich jeweils ungefähr fünf Mal erklären, ich war wohl die erste, die Evas Onkel jemals mit diesem Konzept konfrontierte. Und ja, Rippchen esse ich wirklich nicht.

Die zweite Tätigkeit war Fernsehen. Alles von Lokalnachrichten über Formel 1 bis hin zu einem uralten Zorro-Film mit Basil Rathbone in der Rolle des Bösewichts. Italienisches Fernsehen ist, gelinde gesagt, stumpf. In Shows gibt es zum Beispiel immer zwei Gastgeber. Erstens den Moderator, ungefähr Mitte vierzig, klein, schütteres Haar, aber sehr lebendig, so ein bisschen wie Roberto Benigni eben. Zweitens die Ansagerin,

groß, vollbusig, gutaussehend und in knapper Kleidung, die eigentlich nur nett in die Kamera lächeln muss. Mein persönlicher Liebling war aber die Tampon-Werbung. In ihr flüsterte eine knapp bekleidete Frau lasziv in die Kamera, während ihr enormer Vorbau geschickt in Szene gesetzt wurde. Da fragte ich mich ernsthaft, wer sich da die zielgruppengerechte Werbung ausgedacht hatte. Alles in Allem kann man italienisches Fernsehen aber recht gut verstehen, womöglich gerade wegen der offensichtlichen Stumpfheit. Bei dem alten Mantel-und-Degen-Film habe ich am Ende nicht einmal die Synchronisation bemerkt. Zorro-Filme sind schließlich auch alle für ihre ausgefeilten Plots bekannt.

Am Samstagnachmittag und abends schließlich war es fast warm und Evas Onkel wollte unbedingt Grillen. Nachdem ich ihm nochmals versichert hatte, dass ich weder Würstchen, noch Rippchen, noch Hähnchenkeulen esse, grillte er trotzdem genug für mindestens fünf Personen. Am Ende freuten sich die Hunde.

Evas Onkel hatte außerdem eine Vorliebe dafür, uns abzufüllen mit einem merkwürdigen Erdbeersekt-Gemisch namens Fragolino. Jedes Mal, wenn ich gerade mühsam mein

Glas geleert hatte, hatte es sich plötzlich wieder wie durch Magie gefüllt und das Ganze ging von vorne los.

Sein Haus verfügte auch über zwei typisch italienische Badezimmer. Die zeichnen sich hauptsächlich dadurch aus, dass sich die Dusche mitten im Raum befindet. Ohne Duschvorhang. Man muss also zwangsläufig aufpassen, dass man alles

(Handtücher, Kleidung, Toilettenpapier) vor den hereinbrechenden Wassermassen in Sicherheit bringen muss. Der wohl einzige sichere Ort war laut Eva ironischerweise das Waschbecken. Es funktionierte tatsächlich, allerdings hatte ich das Toilettenpapier vergessen, und so schrumpelte es fröhlich vor sich hin.

Tag 16: *The Long Way Home*

(12-13.03.2006, Sonntag und Montag)

Der Sonntag fing schon ungewöhnlich an. Während es am Vortag noch ausgesprochen warm gewesen war, sah ich als erstes am Morgen dicke, weiße Flocken vom Himmel segeln. Im März. In Italien. Evas Onkel konnte es auch nicht so recht glauben. Und so verbrachte ich die Rückfahrt zum Bahnhof in Padua damit, aus dem Fenster zu starren wie ein kleines Kind.

Es hörte erst auf zu schneien, als wir schon längst im Zug nach Verona saßen, von wo aus am Nachmittag unser Zug nach München fahren würde. Auch diese Zugfahrt erwies sich als ausgesprochen interessant, dieses Mal wegen unseres Mitreisenden. Wir waren nämlich in einem Abteil mit einem Macho, circa Mitte dreißig, gelandet, mit den entsprechenden Schuhen, Kleidung, Frisur und Körperhaltung. Wir unterhielten uns ein wenig ohne ihn zu beachten, bis er uns in gebrochenem Deutsch fragte, ob es uns etwas ausmachen würde, wenn er Musik hören würde. Wir verneinten. Er holte so eine Art supermodernen Mini-MP3-Spieler hervor, und bevor wir uns versahen tönte *Circle of Life* durchs Abteil, gefolgt von diversen anderen Schmalzstücken von Elton John und ähnliche Lieder. Nur *Circle of Life* wurde ständig wiederholt. Ich musste mir das Grinsen verkneifen, denn jedes Mal, wenn ich zur Seite

schielte, war der Macho vollkommen in die Musik versunken und kurz davor, laut mitzusingen. Ganz ehrlich, ich hätte nicht gedacht, dass es auf der Welt jemanden gibt, der ein derartiger Elton-John-Fan ist.

Als wir endlich in Verona auf dem Bahnhof standen, atmete ich erleichtert auf. Kein Versteifen der Gesichtsmuskulatur mehr. Der Bahnhof hätte, wie sollte es anders sein, wunderbar nach Osteuropa gepasst. Nachdem wir unser Gepäck bei einem ausgesprochen unfreundlichen Bahnangestellten abgegeben hatten, der vermutlich nicht gerade froh darüber war an einem Sonntag arbeiten zu müssen, machten wir uns auf den Weg in die Innenstadt.

Wir folgten dabei einer lächerlich breiten Straße, auf der kaum ein Auto zu fahren schien, vorbei an Restaurants und Geschäften, die allesamt geschlossen waren, bis wir schließlich an einem halbverfallenen (und gerade verpackten) Amphitheater vorbeikamen. Da fing es wieder an zu schneien. Und während wir über die Plätze und durch Gassen spazierten, kamen uns sogar Eis essende Passanten entgegen.

Als wir schließlich den Fluss erreicht hatten und ihn überquerten, hatte es schon wieder aufgehört zu schneien, und so

hatten wir, nachdem wir auf einen Hügel mit Burg gekraxelt waren, einen guten Ausblick über die Stadt. Wir saßen ein wenigherum, bevor wir uns wieder auf den Rückweg zum Bahnhof machten. Dabei fanden wir mehr oder weniger durch Zufall das Haus von Julia (die Stadt machte regelrecht Werbung mit Shakespeare), und ich fand im nahe gelegenen Buchladen endlich ein Mitbringsel für meinen Bruder (ein Panoramaposter), womit ich schon längst nicht mehr gerechnet hatte.

Am Bahnhof hatten wir noch genug Zeit, und so kaufte Eva sich etwas Essbares und wir setzten uns in den Wartesaal, der mich leicht an ein Klassenzimmer während einer Prüfung erinnerte, denn alle saßen mit dem Blick zum Aufseher/Verwalter des Raums, der mal irgendetwas las und mal ausdruckslos aber genau sein Reich musterte. Die einzigen, die davon unbeeindruckt schienen, waren die Nonnen, die es selbstverständlich auch in diesem Wartesaal gab.

Im Zug setzten wir uns erst einmal in ein leeres aber kaltes Abteil, bis ein Schaffner uns schließlich erklärte, dass die Heizung in diesem Abteil zur Zeit defekt war und wir doch lieber in die Waggons weiter hinten gehen sollten. Taten wir auch, und ich hatte mich schon lange nicht mehr so über die Wärme gefreut. Und irgendwie freute ich mich auch, wieder nach Hause zu kommen, während ich halb dösend mit ansah, wie die Vorgebirge der Alpen langsam in der Dunkelheit verschwanden und immer mehr Menschen, die Deutsch sprachen, in den Zug einstiegen.

Nur stiegen dann immer mehr lärmende Skitouristen ein, und der österreichische Schaffner benutzte ein Kartenverkaufsgerät, das in etwas so klang wie ein Flipperautomat. Und außer uns hatte sich anscheinend niemand um eine Fahrkarte bemüht. Ich bekam Kopfschmerzen. Und dann fiel auch noch im Rest des Zuges die Heizung aus. Irgendwie schafften wir es trotzdem einigermaßen pünktlich zum Münchener Bahnhof, von dem aus um kurz nach Mitternacht der Zug nach Leipzig fahren würde. Und da Burger King der einzige Laden war, der noch geöffnet hatte, setzten wir uns dort hin, genauso wie jeder andere halbwegs vernünftige Reisende. Und es ist wirklich erstaunlich, wie viele Menschen an einem Sonntagabend auf Bahnhöfen herumlungern können. Ich bekam jedenfalls auch endlich etwas zu essen und konnte noch dazu einer meiner Lieblingsbeschäftigungen nachgehen. Die Menschen, die um so eine Zeit noch unterwegs sind, finde ich nämlich um einiges interessanter als die, die tagsüber hin und her eilen. Um diese Zeit scheint einfach jeder seine eigene Geschichte mit sich herumzutragen und wirkt mehr wie ein Individuum, während die Menschen tagsüber nur ein Teil der Masse zu sein scheinen.

So trafen wir dann auch im Zug einen netten Amerikaner, der neben uns saß, und mit dem wir die ganze Fahrt über Gott und die Welt redeten (dieses Mal kam Gott auch nicht zu kurz), bis wir fünf Stunden später total übermüdet in Leipzig ankamen. Ich war erstaunt, dass um diese Zeit schon regelmäßig Straßenbahnen fahren, aber um sechs lag ich schließlich glücklich dösend in meinem Bett, froh, endlich wieder meine Ruhe zu haben.

Ende